

Empörungskult

Über die neue Lust am Ärger und warum Gelassenheit gut tut

Carsten Waldeck



Unternehmer baut nachhaltige Smartphones

Lars Castellucci



SPD-Politiker ist gegen Abtreibungen

Adina Mitchell



Sängerin brennt für den Glauben

Liebe Leserin, lieber Leser,

Empörung ist Kult. Zu diesem Eindruck kann man kommen, wenn man unsere öffentlichen Debatten verfolgt. Da geht es nicht mehr nur um große Themen wie die Altersvorsorge für die junge Generation, um faire Regelungen beim Brexit oder Anti-Terror-Konzepte. Der Skandal scheint allgegenwärtig. Selbst kleinste Kleinigkeiten bauschen „Hobby-Empörer“ so auf, dass sie wie Probleme weltumspannender Dimension erscheinen: Früher gab es beim Karneval jede Menge Narrenfreiheit, für fast alles. Heute müssen Büttenredner, zumal wenn sie im Hauptberuf Politiker sind, offenbar jedes Wort auf die



Goldwaage legen. Die Sozialen Medien wirken als Brandbeschleuniger für den Volkszorn: Im Schutze der Anonymität werden nicht selten rote Linien überschritten. Und digitale

Plattformen entwickeln sich schnell zu Echokammern, in denen sich Wütende gegenseitig anstacheln – andere Meinungen werden durch Algorithmen ausgeblendet.

Auch Jesus war zornig. Alle vier Evangelisten beschreiben, wie er sich im Tempel über Händler und Geldwechsler aufregte. Er stieß ihre Tische um und vertrieb sie – für den Sohn Gottes war es ein Unding, wenn das Haus seines Vaters, das doch ein „Bethaus“ sein sollte, zur „Räuberhöhle“ wurde (Matthäus 21).

Im oft schwierigen Miteinander der Menschen, im Umgang mit Konflikten lehrt und lebt Jesus aber vor allem neue Maßstäbe: Er zeigt uns Gottes Liebe. In seiner berühmten Bergpredigt stellt er die „Sanftmütigen“, die „Barmherzigen“ und jene, „die Frieden stiften“, nicht nur als Vorbilder hin – er sagt sogar, sie sollen belohnt werden (Matthäus 5). Jesus legt auch Wert aufs Vergeben. Nicht nur einmal, sondern nahezu unbegrenzt oft. Die Autoren Anna Lutz und Nicolai Franz gehen in dieser Ausgabe von pro der Frage nach, wo heute so viel Empörung herkommt, und wie wir damit umgehen können (S. 6).

Außerdem stellen wir Ihnen zwei Unternehmer vor, die nachhaltig wirtschaften möchten. Was das für sie bedeutet, haben Stefanie Ramsperger und Martina Blatt recherchiert (S. 28–31).

Bei uns zu Gast war die junge Musikerin Adina Mitchell, die uns mit ihrer fröhlichen Art und ihrem natürlichen Glauben beeindruckt hat. Das Interview mit ihr lesen Sie ab Seite 40. Auf unserem YouTube-Kanal haben wir auch ein ausführliches Video-Interview für Sie hochgeladen. Klicken Sie gerne hinein, um mehr über Adina Mitchell zu erfahren.

Ich wünsche Ihnen gute Entdeckungen beim Lesen,

Ihr Christoph Irion



Kurzmeldungen	4
Leserbriefe	35

POLITIK

Titel	
Skandal im Plärrbezirk	
Von der Lust an der Empörung	6
Maduro lässt foltern und attackiert die Kirchen	
Eine Kolumne von Wolfram Weimer	11
Am Wendepunkt	
Deswegen sollte jeder zur Europawahl gehen	12
Brexit: Versöhnung dringend nötig!	
Warum Pastoren mit dem EU-Austritt hadern	14
„Ich bin froh, dass ich nicht abgetrieben wurde“	
SPD-Politiker Lars Castellucci im Interview	16

pro KOMPAKT

Bleiben Sie jede Woche auf dem Laufenden! Unser pdf-Magazin proKOMPAKT liefert Ihnen jeden Donnerstag die Themen der Woche auf Ihren Bildschirm.

Durch die ansprechend gestalteten Seiten erhalten Sie schnell einen Überblick. Links zu verschiedenen Internetseiten bieten Ihnen weitergehende Informationen.

Bestellen Sie proKOMPAKT **kostenlos!**

www.proKOMPAKT.de | Telefon (06441) 5 66 77 00



24



36



20

Neun Jahr',
Youtube-Star



42

Foto: xim.gs / Sebastian Gerhard

PÄDAGOGIK

„Auf in die Kirche?“ – „Nee, lieber ins Schwimmbad“

Eine Kolumne von Daniel Böcking

Neun Jahr', YouTube-Star

Wenn kleine Influencer fürs
Familien-Einkommen sorgen

20

MEDIEN

Kritiker mit weisem Herzen

Ein Impuls von Almut Hülsmeier

23

Mit Spielspaß die Bibel zocken

Gamer fürs Evangelium begeistern

24

GESELLSCHAFT

Ein Visionär für Afrika

Warum wirtschaftlicher Erfolg allein
nicht glücklich macht

28

Der bescheidene Überflieger

Carsten Waldeck baut nachhaltige Smartphones 30

Das bisschen Haushalt ...

Warum die Bibel Frauen Kraft und Mut im Alltag gibt 32

KULTUR

Der Bibel-Illustrator

Kees de Korts kreative Kunst 36

Indie-Pop mit Tiefgang

Adina Mitchell im Interview 40

Biblische Motive im 4/4-Takt

Schlager meets Evangelium 42

Bücher, Musik und mehr

Neuerscheinungen kurz rezensiert 46

IMPRESSUM



Herausgeber Christlicher Medienverbund KEP e.V.
Charlotte-Bamberg-Straße 2 | 35578 Wetzlar
Telefon (0 64 41) 5 66 77 00 | Telefax (0 64 41) 5 66 77 33
Vorsitzender Michael Voß | Geschäftsführer Christoph Irion
Redaktion Martina Blatt, Dr. Johannes Blöcher-Weil, Nicolai Franz,
Daniel Frick, Elisabeth Hausen, Anna Lutz, Michael Müller, Stefanie
Ramsperger (Redaktionsleitung), Norbert Schäfer, Jörn Schumacher,
Jonathan Steinert, Swanhild Zacharias
E-Mail info@pro-medienmagazin.de | kompakt@pro-medienmagazin.de

Lesertelefon (0 64 41) 5 66 77 77 | Adressverwaltung (0 64 41) 5 66 77 52
Anzeigen Telefon (0 64 41) 5 66 77 67 | anzeigen@pro-medienmagazin.de
Internet www.pro-medienmagazin.de
Satz/Layout Christlicher Medienverbund KEP
Druck L.N. Schaffrath GmbH & Co. KG DruckMedien, Geldern
Bankverbindung Volksbank Mittelhessen eG | Kto.-Nr. 40983201, BLZ 51390000 |
IBAN DE73 5139 0000 0040 9832 01, BIC VBMHDE5F
Beilage Israelnetz Magazin (16 Seiten)
Titelfoto Emojipedia

Wim Wenders für sein Lebenswerk geehrt

Ende März wurde der 73-jährige Regisseur beim Kirchlichen Filmfest in Recklinghausen mit dem Ehrenpreis des Filmfestivals ausgezeichnet. Den Preis erhält Wenders für sein Lebenswerk. Die Auszeichnung nahm er bei der zehnten Auflage des einzigen ökumenischen Filmfests in Deutschland persönlich entgegen. Veranstalter ist der Arbeitskreis Kirche & Kino des evangelischen Kirchenkreises und das katholische Kreisdekanat Recklinghausen. Die 16 Filme des Festivals beschäftigten sich unter anderem mit den Themen Flüchtlinge, Missbrauch in der Kirche und religiöser Fanatismus. Die beiden Schirmherren, die Präses der westfälischen Kirche, Annette Kurschus, und Müns-ter's Bischof Felix Genn, betonten, dass es Solidarität, Gerechtigkeit und Humanität brauche für ein gerechtes Leben. Wenders hatte laut domradio.de anlässlich seiner Ehrung auch die beiden Filme „Der Himmel über Berlin“ (1986) und „Papst Franziskus“ (2018) gezeigt. Der ältere Film erzählt die Geschichte eines Engels mit dem Verlangen, die Welt als Mensch zu erfahren. In dem zweiten, einem Dokumentarfilm, begleitete Wenders das Oberhaupt der Katholischen Kirche.

| JOHANNES BLÖCHER-WEIL



Foto: Sebaso, Wikipedia

Wim Wenders erhielt den Ehrenpreis des ökumenischen Filmfestivals in Recklinghausen



der Schüler an Grundschulen und Gymnasien fühlen sich an ihrer Schule sicher. Realschüler siedeln sich dazwischen an: Knapp drei von vier dieser Kinder haben ein gutes Sicherheitsgefühl an ihrer Schule. Bezogen auf alle Schulen, inklusive Haupt- und Gesamtschulen, hat jeder dritte Schüler jedoch Angst vor Gewalt, Mobbing und Ausgrenzung. Oder er fürchtet sich davor, auf dem Weg zur Schule Gefahren ausgesetzt zu sein und in unangenehme Situationen zu geraten. Das besagt eine Befragung der Bertelsmann-Stiftung von 3.450 Kindern und Jugendlichen zwischen acht und 14 Jahren zu ihrer Lebenswelt. Gut fünf Prozent der Achtjährigen finden zudem nicht, dass es in ihrer Familie jemanden gibt, der sich um sie kümmert. Bei den 14-Jährigen sind es sogar rund zehn Prozent. Gerade ältere Kinder beklagen häufig, dass ihre Eltern wenig Zeit hätten. Der Vorstand der Bertelsmann-Stiftung Jörg Dräger betont: „Kinder und Jugendliche brauchen erwachsene Vertrauenspersonen, sowohl in der Familie als auch in der Schule.“ Kinder, die mit zwei Elternteilen zusammenleben, sind nach Angaben der Wissenschaftler am zufriedensten mit der ihnen gewidmeten Zeit. Jedoch wachse mit zunehmendem Alter der Anteil der Kinder, die dem nicht mehr zustimmen.

| MARTINA BLATT

Drei Fragen an ...

... Jeanne Nicklas-Faust, Geschäftsführerin der Bundesvereinigung Lebenshilfe

pro: Künftig könnte ein vorgeburtlicher Bluttest auf Down-Syndrom zur Kassenleistung werden. Warum sind Sie dagegen?

Jeanne Nicklas-Faust: Wir fürchten eine systematische Suche nach Trisomie 21, die Menschen mit Behinderung ausgrenzt und diskriminiert. Zudem besteht die Gefahr, dass Kinder ohne Bestätigung des Befundes abgetrieben werden, wobei in 17,4 Prozent der Fälle fälschlicherweise eine Trisomie angezeigt wird. Diesen Test durch die gesetzliche Krankenkasse zu finanzieren, auch wenn keine medizinische Indikation, also eine erhöhte Wahrscheinlichkeit für Trisomie 21 vorliegt, verstößt gegen den Grundsatz, nur medizinisch sinnvolle Maßnahmen in den Leistungskatalog aufzunehmen.

Erwarten Sie, dass die Kostenübernahme durchkommt?

Wahrscheinlich geht es eher darum, unter welchen Rahmenbedingungen eine Kostenübernahme möglich wird. Es darf nicht aufgrund unbestätigter Ergebnisse zu übereilten Entscheidungen wie einer Abtreibung kommen. Deswegen finde ich den Vorschlag der Patientenvertreter gut, die Kosten erst für eine Testung nach der zwölften Woche zu übernehmen – danach ist nämlich kein Abbruch nach der Fristenlösung möglich. Es gäbe mehr Zeit für eine Bestätigungsuntersuchung, eine umfassende Beratung und eine überlegte Entscheidungsfindung.

Fürchten Sie, dass irgendwann keine Kinder mit Down-Syndrom mehr zur Welt kommen?

Nein. Auch heute wollen schon viele Frauen keine Tests – oder trotz eines positiven Tests das Kind bekommen. Aber es werden wohl nicht mehr so viele Kinder mit Down-Syndrom geboren werden.

Vielen Dank für das Gespräch. | DIE FRAGEN STELLTE NICOLAI FRANZ



Foto: Bernd Lammel

Jeanne Nicklas-Faust fürchtet steigende Abtreibungszahlen

Bollywood verfilmt Mutter Teresas Leben

Das Leben der wohl berühmtesten Katholikin der Welt wird zum Bollywood-Film: Mutter Teresa. Das haben die Produzenten Mitte März bekanntgegeben. Demnach ist das Skript bereits fertig. Nun suchen die Macher Darsteller. 2020 soll der Film in die Kinos kommen. Einer der indischen Produzenten, Girish Johar, twitterte die Nachricht. Mitarbeiten sollen sowohl Hollywood-, als auch Bollywood-Persönlichkeiten. Die Regie führt Seema Upadhyay. Neben Johar zählen zu den Produzenten Pradeep Sharam, Nitin Manmohan und Prachi Manmohan. Das Team war Medienberichten zufolge bereits in Kalkutta, dem indischen Wirkungsort von Mutter Teresa. Dort traf es sich mit Weggefährten der Friedensnobelpreisträgerin. Laut dem Nachrichtendienst MSN Entertainment erklärten die Produzenten in einem gemeinsamen Statement: „Wir hoffen, wir werden der Aufgabe gerecht und sind in der Lage, die Botschaft des Friedens, der Liebe und der Menschlichkeit zu verbreiten, für die Mutter Teresa gestanden hat.“ | ANNA LUTZ



Foto: John Mathew Smith 2010

Bollywood will Mutter Teresa mit einem Film ehren. Sie starb 1997.



Annegret Kramp-Karrenbauer trat am diesjährigen Schwerdonnerstag bei den Stockacher Narren auf – und riss einen Witz, den die Nation ihr übel nahm

Als Annegret Kramp-Karrenbauer am 28. Februar gegen 17 Uhr auf die Bühne der Stockacher Narren trat, hat sie wohl kaum geahnt, dass dieser Abend ihr den Rest ihrer Karriere nachhängen wird. Die CDU-Vorsitzende kennt den Karneval. Seit Jahren tritt sie im heimischen Saarland als Putzfrau Gretel auf und nutzt das jecke Parkett, um die Zustände in der Berliner Politik zu durchleuchten, den Kollegen den ein oder anderen Seitenhieb mitzugeben und die Nähe zum kostümierten Volk zu demonstrieren. Bis zur diesjährigen Weiberfastnacht lief das gut für die mögliche künftige Kanzlerin. Wer den Karneval versteht, versteht auch die deutsche Seele, so dachten wohl auch Kramp-Karrenbauers Presseleute.

So trat sie wie viele andere Spitzenpolitiker in der sprichwörtlichen fünften Jahreszeit vor die Narrenzunft, kostümiert in schwarzem Samtkleid und mit rotem Barett. Sie stellte sich einem ausschließlich männlichen Narrengericht, das ihr unter anderem vorwarf, die CDU kastriert zu haben. Solcherlei Sexismus hält der Karneval aus. Niemand wäre auf die Idee gekommen, sich darüber zu beschweren. Auch nicht über die darauf folgende Vorstellung Kramp-Karrenbauerscher Stuhlproben oder der Bemerkung, das Publikum klatsche nur für die Politikerin, weil sich die anwesenden CDU-Jungmitglieder erhofften, sich noch mit ihrer Hilfe „hochschlafen“ zu können. Niemand warf ein Auge auf den Umgangston dieser Karnevalssitzung, das humoristische Niveau oder das fragwürdige sexistische Grundthema des Nachmittags. AKKs Aufgabe lautete: Ein Verteidigungsplädoyer halten, ihre Weiblichkeit verteidigen, eben-

so wie ihre saarländische Herkunft. Und das tat sie ganz im Ton der politisch inkorrekten Karnevalistengilde.

So weit so gut, der Saal war verückt, Kramp-Karrenbauer machte ihren Job auf der Bühne mit fastnächtlicher Leichtigkeit. Dann kam Minute zwanzig ihrer halbstündigen Rede und ihr Witz über die Latte-Macchiato-Fraktion in Berlin, die die Toiletten für das Dritte Geschlecht einführe und nicht mehr wisse, ob sie beim Wasserlassen stehen oder sitzen solle. Es ist einer der schlechteren Gags ihres Auftritts, er richtete sich gegen Männer, nicht gegen Intersexuelle, wie aus dem Zusammenhang leicht klar wird.

Das Stockacher Narrengericht sprach Kramp-Karrenbauer am Ende in zwei von drei Anklagepunkten schuldig. Die Öffentlichkeit verurteilte sie gleich ganz. Mit leichter Verzögerung drehte sich das Nachrichtenkarussell in der darauf folgenden Woche ganz und gar um Kramp-Karrenbauer. SPD-Generalsekretär Lars Klingbeil schimpfte sie „respektlos“, der FDP-Bundestagsabgeordnete Jens Brandenburg bezeichnete ihren Toiletten-Witz als „zum Fremdschämen“, Grünen-Chef Robert Habeck forderte eine Entschuldigung und Justizministerin Katarina Barley warf ihr vor, „billige Punkte“ mit Witzen über Minderheiten sammeln zu wollen – gemeint waren natürlich die Intersexuellen, nicht die Männer. Es dauerte nicht lange, da ließen sich erste SPD-Abgeordnete dazu hinreißen zu verkünden, sie wollten Kramp-Karrenbauer nicht zur Kanzlerin wählen, träte Angela Merkel vorzeitig ab. Auch die Medien kommentierten fröhlich. Kaum eine deutsche Zeitung ließ ein gutes

Skandal im Plärrbezirk

Öffentliche Empörung ist allgegenwärtig. Egal ob schlechte Karnevalswitze, Spekulationen über einen muslimischen Bundeskanzler, Rolexuhren an Politikerinnenhandgelenken oder Journalistengeburtstage mit falsch zusammengesetzter Gästeliste – jeder noch so kleine Anlass gereicht den Deutschen zum gemeinschaftlich zelebrierten Wutanfall. Woher kommt die Lust am Zetern? Und wohin führt sie? | **VON ANNA LUTZ UND NICOLAI FRANZ**

Foto: picture alliance/REUTERS

Haar an der Saarländerin. Ihre Zustimmungswerte stürzten im ZDF-Politbarometer auf einer Skala von -5 bis 5 von 1,4 auf 0,7. Ausgerechnet der ehemalige SPD-Chef Sigmar Gabriel behielt einen kühlen Kopf und fragte in die empörte Runde, ob sie denn nicht wisse, woher das Wort „Narrenfreiheit“ eigentlich komme. „Wenn wir jetzt anfangen, im Fasching jedes Wort auf die Goldwaage zu legen, dann wäre vor zehn, zwanzig Jahren die Hälfte der Politiker in Haft genommen worden“, zitierte ihn die Zeitung Die Welt. Kramp-Karrenbauer selbst entschuldigte sich nicht, legte sogar noch einmal nach: Die Deutschen seien das verkrampfteste Volk der Welt, erklärte sie trotzig in ihrer Aschermittwochsrede.

Verkrampft, man mag es so nennen, wenn die Republik bei einem etwas schiefen Witz gegen Männer, bei dem auch Intersexuelle eine Nebenrolle spielen, „Skandal“ brüllt. Doch es steckt vielleicht noch viel mehr hinter dem, was derzeit landauf, landab zu beobachten ist: Die Deutschen erscheinen getrieben von einer eigenartigen Faszination des Unsagbaren. Sie suchen geradezu zwanghaft nach dem falschen Ton in der politischen Symphonie, nach dem Riss im PR-Gemälde öffentlicher Personen – und sei er noch so klein und unscheinbar. Beispiele dafür finden sich schon bei einem raschen Blick in die Tagespresse.

Ende Februar veröffentlichte die Evangelische Nachrichtenagentur idea ein Interview mit dem Unionsfraktionsvorsitzenden Ralph Brinkhaus. Der Reporter stellte die durchaus gewitzte Frage, die später auch Überschrift des Interviews werden sollte:

„Kann ein Muslim im Jahr 2030 für die CDU Bundeskanzler werden?“ Brinkhaus gibt die einzig mögliche Antwort: „Warum nicht, wenn er ein guter Politiker ist und er unsere Werte und politischen Ansichten vertritt.“ Eine Verneinung wäre nicht nur verfassungsrechtlich fragwürdig gewesen, sondern hätte auch alle engagierten Muslime in der eigenen Partei fürchterlich vor den Kopf gestoßen – und derer gibt es ebenso zahlreiche wie namhafte. Wieder mit einiger Verzögerung wird diese auf den ersten Blick harmlose Aussage Brinkhaus' zum Streitthema Nummer eins in Deutschland.

Aber warum sehen heute so Nachrichten aus, die die Welt bewegen? Ein muslimischer Kanzlerkandidat ist nirgendwo zu sehen, Brinkhaus sprach aus, was er aussprechen musste. Die Debatte darum gleicht einem Schattenboxkampf ohne Schiedsrichter, dafür aber mit Schlagabtausch unter der Gürtellinie – zumindest in den sozialen Netzwerken. Auf Twitter forderten Kommentatoren, Brinkhaus wegen seiner Aussage als Gefährder einzustufen, seine Partei in „Islamisch Diktatorische Union“ umzubenennen, oder sie warfen dem Fraktionschef vor, er wolle das Grundgesetz gegen die Scharia eintauschen. Im Gegensatz zur Empörung über Kramp-Karrenbauer, die vor allem ins Zielfernrohr der feministischen Linken geraten war, kam die Kritik an Brinkhaus von rechts-konservativ bis nationalistisch. In ihrem Willen zur Skandalisierung sind sich die politischen Sphären offenbar ähnlich.

Das Satiremagazin Der Postillon machte sich einen Scherz daraus und titelte mit Bezug zu einem weiteren ebenso

fragwürdigen Aufreger in zwei Hamburger Kindergärten: „SKANDAL! Muslimischer CDU-Kanzler auf Intersex-Toilette von kostümierten Indianern überfallen.“ In zwei von 900 Hamburger Kitas waren Indianerkostüme zu Fasching als unerwünscht benannt worden, weil sie Minderheiten diskriminieren könnten. Auch dieser Vorgang empörte die Öffentlichkeit tagelang und ließ viele über politische Korrektheit schimpfen. In der Tat, das Verbot ist absurd. Doch glauben wir wirklich daran, dass das Cowboy-und-Indianer-Spiel in Deutschland bald verboten sein wird? Und selbst wenn, ist uns ein Kinderspiel tatsächlich diese Form des Bluthochdrucks wert? Gibt es mit Blick auf die Europa-, oder anstehende Landtagswahlen nicht Wichtigeres zu besprechen?

Experten sind sich einig: Skandalisierung liegt im Trend. Der Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen spricht in diesem Zusammenhang von einer „Empörungsdemokratie“. Auf der einen Seite sehnten sich die Bürger dieser Gesellschaft nach einer öffentlichen Figur, die sie verehren könnten, andererseits seien sie getrieben von dem Wunsch, Vorbilder zu entzaubern. Weil sich heute jeder via Smartphone, Tablet oder Laptop live in die Debatte einschalten kann, sei letzteres viel eher möglich als noch vor zwanzig Jahren. Stimmt das, hat es Folgen. Und die sind sichtbar: Unruhe und Entgleisungen auf Publikumsseite. Unsicherheit, Nervosität und der Wunsch nach Ruhe auf Seite der ständig Beobachteten: Politiker und andere Prominente.



Kann ein Muslim als Bundeskanzler bei der CDU sein? Über diese Frage stritt die Republik, Auslöser war ein Interview mit Unionsfraktionschef Ralph Brinkhaus.

Die Grenzenlosigkeit der öffentlichen Debatte liegt laut Pörksen auch daran, dass alte Wächter versagen. Früher agierten Medienmacher als sogenannte „Gatekeeper“. Sie hatten das Monopol über die Meinung. Was zum Skandal wurde, bestimmten sie durch Abdrucke und Sendezeiten. In seinem jüngsten Buch „Die große Gereiztheit“ stellt Pörksen fest, was heute anders ist: „Alles kann nun unmittelbar sichtbar werden; was gesagt wird, lässt sich – eben ohne massenmediale Vorfilterung – kommentieren und kritisieren. Die Deutungsmacht der Wenigen wird da-

mit zum erbittert ausgefochtenen Meinungskampf der Vielen.“ Soll heißen: Im Zeitalter von Facebook und Twitter ist jeder Sender und Empfänger. Grenzen gibt es so gut wie keine mehr und auch niemanden mit Deutungshoheit. Medien verlieren an Einfluss. Anarchie macht sich breit. Und die Medien werden zu Getriebenen der öffentlichen Meinung, denn nun sind sie es, die auf Twitter- und Facebook-Einträge reagieren müssen und daraus Artikel generieren, damit ihnen im Wettbewerb der Journalisten kein Trend entgeht.

„Schattenboxkampf ohne Schiedsrichter mit Schlägen unter der Gürtellinie“

Damit einher geht laut dem Wissenschaftler, dass auch die abseitigsten Meinungen schnell öffentlich werden können und sogar Unterstützer finden, während sie vor einigen Jahren noch gar keine Plattform im Diskurs hatten. Sagbar ist plötzlich fast alles. Und für fast jede Meinung finden sich im Netz Unterstützer. Wer sich empören will, empört sich, findet Anhänger und wieder andere empören sich über die Empörung. Der Skandal ist überall und holt auch die Journalisten selbst ein. Längst werden sie genauso wie die Politik von Millionen Augenpaaren in der Republik kritisch beäugt, durchleuchtet und hinterfragt.

Kürzlich war es die private Geburtstagsfeier eines Journalisten, bei der die empörte Twittergemeinschaft wieder zuschlug. Matthias Matussek hatte am 9. März zu seinem Fünfundsechzigsten geladen. Einst war er gefeierter Reporter, später Kulturchef des Spiegel, bevor er bis 2015 als Kolumnist für Die Welt arbeitete. Matussek hat sich in den vergangenen Jahren verändert. Seine konservativen Positionen wandelten sich in rechte und populistische Parolen. Voriges Jahr kletterte er auf einer Merkel-muss-weg-Demo am Hamburger Hauptbahnhof auf zwei Bierkisten und rief mit erhobener Faust zum „Widerstand“ auf.

Auf Matusseks Party trafen sich trotzdem die Freunde von früher. Weggefährten wie die Spiegel-Redakteure Jan Fleischhauer und Alexander Smolczyk waren gekommen, TV-Moderator Reinhold Beckmann trug ein Lied mit Gitarre vor, das er im Anschluss deshalb als „vergiftet“ bezeichnete, weil er Matussek damit für seine politische Entwicklung in jüngster Zeit kritisieren wollte. Bei letzterem schien die Botschaft nicht ganz angekommen zu sein, als Matussek wie so oft, noch in der Nacht unzählige Partyfotos auf Facebook veröffentlichte und Beckmanns Auftritt als „glänzendes Ständchen“ bezeichnete. Die Fotos zeigen Matussek nicht nur mit mehr oder minder lustigen Geschenken wie einem Donald-Trump-Brettspiel und einer grünen Dackelkrawatte im Stile von AfD-Chef Alexander Gauland, sondern auch mit neuen Freunden zweifelhafter Gesinnung: Michael Klonovsky, früherer Focus-Journalist und heutiger Redenschreiber von Gauland, feierte ebenso mit wie Mario Müller von der völkisch geprägten „Identitären Bewegung“. Durch die Veröffentlichung der Fotos wurde aus der Privatfeier ein Politikum. Unter dem Hashtag #mitRechtenfeiern ergossen sich auf Twitter Zorn und Unverständnis darüber, dass respektierte Me-

Foto: Deutscher Bundestag / Lichtblick/Achim Melde

dienschaffende wie Fleischhauer und Beckmann mit ihrem Erscheinen angeblich zur Rechtfertigung rechten Gedankenguts beitragen. Über die Tatsache, dass die allermeisten Gäste gänzlich unverdächtig waren und den Identitären Müller kaum einer kannte, sahen die Empörten großzügig hinweg. Umso stärker missfiel ihnen, dass auch die ehemalige CDU-Politikerin Erika Steinbach und der Chefredakteur der Jungen Freiheit, Dieter Stein, mitfeierten – Menschen, die sicher ins rechtskonservative Spektrum gehören, aber kein Fall für den Verfassungsschutz sind. Das genügte, um die Meidung einer solchen Feiervesellschaft zum selbstverständlichen Akt der politischen Hygiene zu erklären.

Der ZDFneo-Moderator Jan Böhmermann verlangte von der Chefredaktion des Spiegels in einem stattlichen Fragenkatalog Auskunft darüber, ob sie vorab Kenntnis von der Geburtstagsfeier ihrer Mitarbeiter gehabt habe, inwiefern das Erscheinen bei der Feier mit den „journalistischen, ethischen und professionellen Standards“ des Spiegels vereinbar sei, ob es bereits ähnliche Privatveranstaltungen gab oder künftig welche geplant seien. Böhmermann hält es also für selbstverständlich, dass sich Spiegelredakteure vor dem Besuch von Geburtstagsfeiern – wohlgerne von langjährigen Mitarbeitern des Hauses – bei ihren Chefs erkundigen, ob sie das denn auch dürfen. In der realen Welt mag das piefig bis verstörend wirken, in Böhmermanns Twitterblase mit seinen 2,06 Millionen Followern nicht. Die Spiegel-Chefredaktion reagierte erwartbar: Das Thema sei intern diskutiert worden, außerdem würden sich selbstverständlich alle Spiegelmitarbeiter von rechtsextremem Gedankengut distanzieren. Die wütende Twittergemeinde reagierte verständnislos: Offenbar ist es für sie undenkbar, wie man sich von Gedankengut distanzieren kann, ohne Freundschaften aufzukündigen.

„Ich finde die Aufregung absurd“, sagte Jan Fleischhauer eine Woche nach der Party gegenüber pro. Er wolle immer noch selbst entscheiden, welche Geburtstagsfeiern er besuche. Für Fleischhauer ist die Attacke aus dem Netz keine Petitesse. Das Vorgehen erinnere ihn an die RAF-bewegten Jahre der 1970er, als sich schon verdächtig gemacht habe, wer einen Kommunisten auch nur kannte. „Leute mit Geschichtsbewusstsein, die nicht irgendwelche Fernsehclowns sind, können so etwas nicht wiederhaben wollen. Aber dafür ist Böhmermann zu simpel.“ Es ist kein Zufall, dass Fleischhauer vom linken, aber alles andere als geschichtsvergessenen Journalisten Jakob Augstein Zuspruch bekam. Augstein nannte ZDF-Moderator Böhmermann ein „Grillwürstchen“.

Der Skandal ist überall

Auch der politischen Gegenseite schlägt der Zorn des Netzes entgegen. Besonders hart trifft es regelmäßig die SPD-Politikerin Sawsan Chebli, vor allem wegen ihrer Haltung zu Israel und zum Islam. Ihre Eltern sind Palästinenser, sie selbst kam in West-Berlin auf die Welt. Unter Frank-Walter Steinmeier war sie von 2014 bis 2016 die erste Muslimin, die zur stellvertretenden Sprecherin des Auswärtigen Amtes berufen wurde. Heute ist sie Bevollmächtigte des Landes Berlin beim Bund und Staatssekretärin für Bürgerschaftliches Engagement und Internationales. Im Oktober 2018 postete ein Facebooknutzer ein Pressefoto von Chebli. Darauf hatte er eine Rolexuhr identifiziert, Modell „Da-

tejust 36“, Preis: 7.300 Euro. „Alles was man zum Zustand der deutschen Sozialdemokratie 2018 wissen muss^^“ (sic!), kommentierte der Mann. In den Sozialen Medien folgten Spott und Häme für die Politikerin, die bekannt dafür ist, Designerkleidung zu tragen, und überall perfekt gestylt auftritt. Tenor: Wer Luxusuhren trägt, hat den Bezug zu den Menschen verloren, die die SPD vertreten wolle. Dass Chebli sich aus einfachsten Verhältnissen hochgearbeitet hat und es ihre Entscheidung ist, wofür sie ihr Geld ausgibt, schien kaum jemanden zu interessieren. Dem Entrüstungssturm hielt Chebli entgegen: „Wer von Euch Hatern hat mit 12 Geschwistern in 2 Zimmern gewohnt,



Rolex, Sawsan Chebli und SPD – passt das zusammen?
Das Netz fand: Nein.

auf dem Boden geschlafen&gegessen, am Wochenende Holz gehackt, weil Kohle zu teuer war? Wer musste Monate für Holzbuntstifte warten? Mir sagt keiner, was Armut ist. #Rolex“ (sic!).

Filterblasen sorgen dafür, dass dieser Empörungsmechanismus vor allem dann greift, wenn die eigene Meinung bestätigt wird. Die Algorithmen von Facebook und Twitter gewährleisten, dass der Nutzer zusehends abgeschirmt wird von Meinungen, die nicht der eigenen entsprechen. Welchem Twitterer mit welchen politischen Haltungen man folgt, bei wem man einen „Like“ hinterlässt, auf welche Links man klickt: Soziale Medien lernen ihre Nutzer stündlich besser kennen und bauen ihnen einen Raum, in den vor allem die Inhalte gelangen, die ihnen ein wohliges Gefühl der Selbstbestätigung geben. Das ist anders als bei journalistischen Medien. Wer morgens seine Zeitung oder eine Nachrichtenseite liest, mag sich über viele Artikel freuen, aber mit hoher Sicherheit wird er auch Texte finden, über die er nur den Kopf schütteln kann.

Twittergurus, -sekten und -päpste

Solch ein Meinungspluralismus ist den Filterblasen bei Twitter fremd. Bisweilen nimmt diese Einfalt religiöse, wenn nicht

sektiererische Züge an. Twittergemeinden haben ihre Gurus und Päpste, ihre Glaubenssätze und Dogmen. Ein zu geringes Maß an Selbstsicherheit und moralischem Überlegenheitsgefühl wertet die Gemeinde als Schwäche und Mangel an Glauben. Was zählt, sind nicht die nachdenklichen Zwischentöne, sondern der bissigste, der lustigste, der zynischste Tweet. Wer das am besten macht, den ermutigen die Glaubensgeschwister mit einem Herzchen oder einem Retweet. Ihren politischen Glauben bekennen Twitterer unisono, während sie auf anders denkende Freunde zunehmend gereizt reagieren. Twitter ist ein extrem schnelles und weltumspannendes Medium. Aber es ist auch ein Instrument der Spaltung, der Polarisierung und Radikalisierung. Irrlehrer werden dank Blocklisten ganz gemieden, und wer sich mit ihnen blicken lässt oder ein Like an der falschen Stelle hinterlässt, kommt ins Gerede. Wer sich beim falschen Thema im Ton vergreift, muss nicht nur um Freundschaften, sondern sogar um den Job bangen. Dabei geben sich die politischen und religiösen Lager nichts.

Die Vermutung liegt nahe, dass der politische Twitter-Puritanismus irgendwann auch Auswirkungen hat auf das echte Leben. „Hypermoral“ nennt der Philosoph Alexander Grau diese Form der Ideologisierung aller Lebensbereiche. Ziel sei nicht mehr die sachliche Debatte, „sondern da geht es nur noch um letzten Endes weltanschauliche Positionierung und darum, den eigenen weltanschaulichen Hintergrund möglichst moralisch hochgekocht zu legitimieren“, sagte er dem Deutschlandfunk.

Und noch etwas kommt hinzu: Nichts bleibt in einer Welt der unzähligen Sender geheim. Nicht der Witz über Toiletten für das Dritte Geschlecht von AKK. Nicht die Rolex am Handgelenk, nicht der kleinste Versprecher oder Stolperer. Schwächen kann sich heute kein Politiker mehr leisten. Als Hillary Clinton im Wahlkampf gegen Donald Trump einen Schwächeanfall erlitt, war das Video, das zeigte, wie sie sich kaum noch auf den Beinen halten konnte, rasch in jedem Haushalt. Pörksen vergleicht das mit der Amtszeit Franklin D. Roosevelts, des amerikanischen Präsidenten von 1933 bis 1945. Was viele nicht wissen: Der geachtete Politiker war in Folge einer Polio-Erkrankung gehbehindert. Er war auf Krücken, ja sogar einen Rollstuhl angewiesen. Doch es gelang ihm, das während seiner Amtszeit weitestgehend zu verheimlichen. Nur drei Fotografien und ein kurzer Film zeigen ihn im Rollstuhl. Heute wäre das undenkbar. Überall lauert die Smartphonekamera, deren Aufnahmen innerhalb von Sekunden ins öffentliche Netz transportiert werden können.

Authentizität wird zur Mangelware

Vertuschung ist kaum noch möglich. Alles ist öffentlich. Privatheit existiert nicht mehr. Das hat Vorteile: Bürger können von Politikern kaum noch getäuscht werden. Doch es sorgt auch dafür, dass der Druck auf letztere steigt. Noch einmal Pörksen: „Was wäre eigentlich, wenn wir auf YouTube ein verwackeltes Handyvideo anschauen könnten, das Willy Brandt zeigt, wie er in einem Hotel in Warschau, dirigiert von einem Imageberater, vor dem Spiegel seines Hotelzimmers wieder und wieder den Kniefall probt? Hätte seine Geste noch diese so unendlich traurig scheinende Würde, könnte sie überhaupt noch wirken?“ Der frühere SPD-Kanzlerkandidat Martin Schulz ist an dieser neuen Öffentlichkeit gescheitert. Ebenso wie CSU-Hoffnung Karl-Theodor zu Guttenberg oder Bundespräsident Christian Wulff.

Heiliger Zorn? Ein Blick in die Bibel

Aus Stricken knüpft sich Jesus eine Geißel, vertreibt damit alle Händler im Tempel. Die Tische stößt er um, die Kassen der Geldwechsler kippt er aus, und am Ende sagt er, die Menschen hätten aus dem heiligen Ort eine „Räuberhöhle“ gemacht. Deftige Worte, harte Taten. Manche Christen meinen: Wenn sogar Jesus dermaßen gewütet hat, dürfen wir das auch. Ist damit alles gesagt? Mitnichten. Durch das Neue Testament weht ein ganz anderer Geist, eine Gegenkultur zur Empörungssucht unserer Zeit. „Selig sind die Sanftmütigen, denn sie werden das Erreich besitzen“, predigt derselbe Jesus, der die Händler mit der Peitsche aus dem Tempel fegte. Sanftmut und Selbstbeherrschung sind bei Paulus „Früchte des Heiligen Geistes“ – und das Gegenteil der „Werke des Fleisches“ wie Jähzorn und Missgunst. Frommes Duckmäsertum ist damit nicht gemeint: Im selben Brief kritisiert Paulus die Galater mit sehr ernsten Worten, weil sie das Prinzip der Gnade in Frage stellten und sich mit jüdischen Speisevorschriften selbst erlösen wollten. Natürlich ist es nicht immer eindeutig, welche Themen so zentral sind, dass sie für peitschenschwingende Empörung taugen. Immer gilt jedoch, wenigstens kurz innezuhalten, anstatt sich dem ersten Erregungsimpuls hinzugeben. Gelassenheit tut gut. „Ein jeder Mensch sei schnell zum Hören, langsam zum Reden, langsam zum Zorn“, schreibt Jakobus. Ins Internetzeitalter übersetzt: Zuerst denken, dann twittern.

Wen wundert es da, dass Politiker zunehmend versuchen, sich aus der gnadenlosen Netz-Öffentlichkeit zurückzuziehen, wie jüngst Grünen-Chef Robert Habeck? Im Januar verkündete dieser nach einem missglückten Tweet seinerseits und der Veröffentlichung privater Daten durch Dritte seinen Abschied von Twitter. Schnell stellte die Öffentlichkeit die Frage: Darf ein Politiker das heutzutage noch? Daran zeigt sich: In der Empörungsdemokratie erwartet der Bürger absolute Transparenz von seiner Obrigkeit. Verweigert diese sie, reagiert er – na klar – empört. Politiker selbst wappnen sich durch Zurückhaltung. In einer Welt, in der jeder Stolperer, jeder Blick, jeder blöde Witz zum Skandal gereicht, begibt man sich nur perfektioniert in den öffentlichen Raum. Die Folge: Ehrlichkeit und Authentizität werden zur Mangelware. Provokante Interviews bekommen Journalisten heute nur noch selten. Vorbei sind die Zeiten, in denen ein Kanzler Gerhard Schröder sich dazu hinreißen ließe, Wladimir Putin vor laufenden Kameras als „lupenreinen Demokraten“ zu bezeichnen oder in denen ein zu vereidigender Minister Joschka Fischer im hessischen Landtag mit Turnschuhen auftritt. Heute ist jedes öffentliche Wort glattgebügelt und tausendmal geübt, die Anzüge sitzen, die Schuhe sind geputzt. Außer im Karneval vielleicht. Doch auch das hat nun wohl ebenfalls sein Ende gefunden. ■

Maduro lässt foltern und attackiert die Kirchen

Die UNO berichtet von grauenhafter Folter des sozialistischen Regimes in Venezuela. Die Nachbarstaaten wollen Präsident Nicolás Maduro vor den Internationalen Gerichtshof bringen. Doch vor Ort helfen derzeit nur die Kirchen.
| VON WOLFRAM WEIMER

Venezuelas Erzbischof Manuel Felipe Díaz Sánchez schlägt Alarm. Venezuela, wegen seiner gewaltigen Ölvorkommen eigentlich eines der reichsten Länder der Welt, leide und hungere: „Es herrscht ein Mangel an allem. Besonders schlimm ist die Lage in den Krankenhäusern. Ich bin es nicht gewohnt zu betteln. Umso dankbarer bin ich, dass Christen aus aller Welt uns Hilfe angeboten haben. Die Menschen brauchen Unterstützung, um Essen und Medikamente kaufen zu können“, berichtete der Bischof dem Hilfswerk „Kirche in Not“. Tatsächlich sind es vor allem die Kirchen, die sich der leidenden Menschen annehmen. Die Gemeinden versor-

gen Menschen mit Lebensmitteln, bieten Übernachtungsmöglichkeiten oder medizinische Hilfe an. Sie teilen das Wenige, das sie haben. Bei der Aktion „Solidarische Töpfe“ kochen Freiwillige mit Lebensmittelpenden in den Pfarreien für besonders arme Menschen.

Doch steht die Kirche in Venezuela zunehmend im Fadenkreuz der sozialistischen Regierung. Immer wieder hatte sie – zum Ärger Maduros – zu Mäßigung und Gewaltlosigkeit aufgerufen. Der reagiert mit zunehmender Härte und Brutalität. Protestierende Studenten werden selbst in Gotteshäusern beschossen, das Regime verfolgt Priester, die Oppositionellen helfen, und Bischöfe werden neuerdings mit Klagen überzogen. Die Geheimpolizei Maduros vermutet in der Kirche einen Hort der Oppositionsbewegung und geht brutal gegen Gläubige vor.

Venezuelas wankender Präsident verliert auch deswegen in Lateinamerika dramatisch an Rückhalt. Unter den Nachbarstaaten ist man insbesondere über die Brutalität des sozialistischen Maduro-Regimes schockiert. Es kursieren Diplomatenberichte über massenhafte Festnahmen, sozialistische Schlägertrupps, systematische Folter und willkürliche Exekutionen. Lateinamerikanische Medien berichten über regelrechte Menschenjagden auf „Escuálidos“, Abgemagerte, wie die Regimegegner von Maduro-Einheiten beschimpft werden.

Fünf südamerikanische Länder sowie Kanada haben darum den Internationalen Strafgerichtshof formell aufgefordert, gegen die venezolanische Regierung zu ermitteln. Sie wollen Maduro wegen schwerwiegender Menschenrechtsverletzungen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit vor Gericht stellen. Diplomaten berichten von „grauenhafter Unterdrückung“ in Venezuela. Sie stützen sich auch auf einen Bericht der Organisation Amerikanischer Staaten aus dem Mai. Auch der neuere Report des

Die Not in Venezuela ist groß. Bei der Aktion „Solidarische Töpfe“ kochen Freiwillige für Bedürftige.

UNO-Hochkommissars für Menschenrechte berichtet von mindestens 12.320 willkürlichen Internierungen, darunter Kinder. Viele würden gefoltert: „Die dokumentierten Misshandlungen und Folter umfassen Elektro-Schock, schwere Schläge, Vergewaltigung und andere Formen sexueller Gewalt, Erstickungen mit Plastiksäcken“, schreibt der UNO-Hochkommissar.

Tatsächlich aber hat Maduro international durchaus noch Unterstützung. Russland und China stützen den Diktator aus geopolitischen Gründen, um die USA in ihrer Einfluss-Sphäre zu schwächen. Auch anti-amerikanische Despoten wie Erdogan und das Regime in Teheran stellen sich demonstrativ hinter Maduro. Die Bundesregierung hat sich mit einer klaren Positionierung gegen das Maduro-Regime, und damit auf die Seite der Kirchen, gestellt. Außenminister Heiko Maas (SPD) verkündet: „Bezüglich Venezuela sind wir nicht neutral: Wir stehen an der Seite der vom Volk gewählten Nationalversammlung. Maduro ist kein demokratisch legitimer Präsident. Wir fordern zusammen mit unseren EU-Partnern einen friedlichen politischen Prozess und demokratische Neuwahlen.“ ■

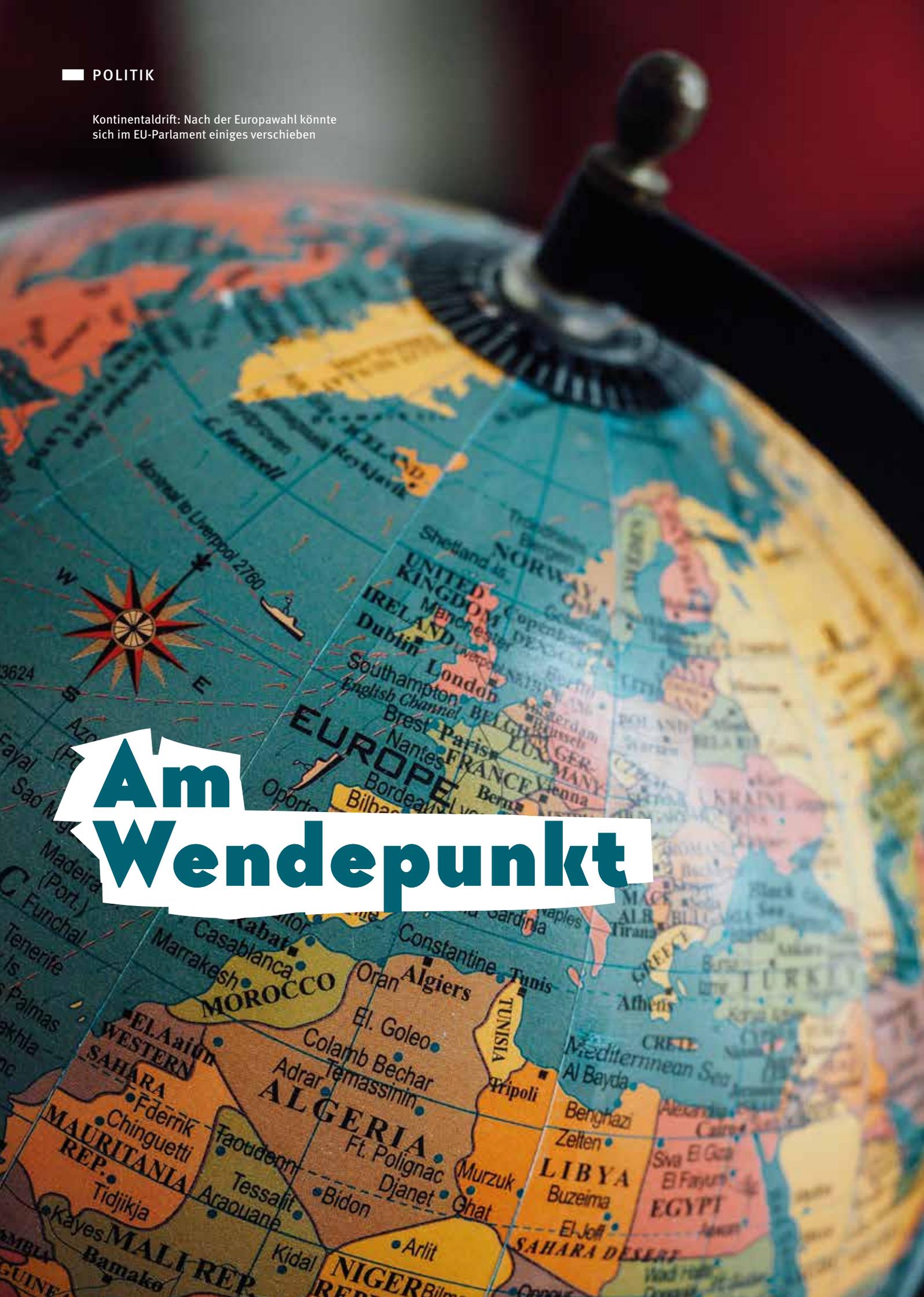


Foto: Markus Hurek

Dr. Wolfram Weimer, geboren 1964, ist Verleger, mehrfach ausgezeichneter Publizist und einer der wichtigsten Kommentatoren des Zeitgeschehens. In seinem Verlag Weimer Media Group erscheinen zahlreiche Wirtschaftsmedien.

Foto: ACN / KIRCHE IN NOT 2018

Kontinentaldrift: Nach der Europawahl könnte sich im EU-Parlament einiges verschieben

A vintage-style map of Europe and North Africa is shown, with a compass rose on the left and a pushpin on the right. The map is colorful and detailed, showing various countries and cities. The word "EUROPE" is prominently displayed in the center of the map. A large white banner with the text "Am Wendepunkt" is overlaid on the map.

Am Wendepunkt

Am 26. Mai ist Europawahl – und kaum einen interessiert's. Dabei steckt das größte Friedensprojekt der Nachkriegsgeschichte in einer tiefen Krise. Christen kann das nicht egal sein.

| VON NICOLAI FRANZ

Zu den Widersprüchen in der Politik gehört es, dass die größten Themen bisweilen die geringste Aufmerksamkeit bekommen. Ein schillerndes Beispiel dafür ist die Wahl des Europäischen Parlaments. Längst werden die wesentlichen Entscheidungen von der Europäischen Union getroffen. Von Fangquoten für die Fischerei über Urheberrecht und Datenschutz, von internationalen Handelsabkommen bis zur Abschaffung von Roaminggebühren und Wattestäbchen aus Plastik: Nicht Berlin, Paris und Rom haben das Sagen, sondern Brüssel und Straßburg.

Dem gegenüber steht eine Öffentlichkeit, die mit achselzuckender Gleichgültigkeit auf die Wahlen blickt. Seit der ersten Europawahl 1979 sank die Wahlbeteiligung genauso beharrlich, wie die Rolle der EU wuchs. Nicht einmal jeder zweite Deutsche ging 2014 noch an die Urne, im EU-Schnitt waren es mit 42,6 Prozent noch weniger.

Angenommen, am 26. Mai wäre keine Europa-, sondern eine Bundestagswahl, wäre die Aufmerksamkeit ungleich höher. Heerscharen von Reportern würden die Spitzenkandidaten bei ihren Tourneen durch die Stadthallen und Bierzelte der Republik begleiten, Meinungsumfragen würden fast in Echtzeit Zustimmungswerte tickern, Millionen Menschen würden bei TV-Duellen mitfiebern, während sich die kommentierende Internetgemeinde die Finger wund twittern würde.

Unbekannte Spitzenkandidaten – außer wenn sie Deutsche sind

Bei Europawahlen ist das anders. Selbst die Spitzenkandidaten sind hierzulande weitgehend unbekannt. Ausnahmen gibt es nur, wenn sie Deutsche sind – eine Tatsache, die dem europäischen Selbstverständnis komplett entgegensteht. Manfred Weber (CSU) und Ska Keller (Grüne) gehören zum Kreis der Spitzenkandidaten. Justizministerin Katarina Barley (SPD) nicht. Sie führt zwar die Sozialdemokraten an, allerdings nur die der deutschen SPD, die europaweit zur Sozialdemokratischen Partei Europas (SPE) gehört. Deren Spitzenkandidat ist der Niederländer Frans Timmermans. Selbst politische Reporter kommen ins Stottern, wenn sie auch nur die vier größten der sieben Fraktionen im Europaparlament aufsagen müssen: EVP, S&D, EKR und ALDE. Europäische Volkspartei, Sozialdemokraten, die Europäischen Konservativen und Reformer, zu denen die britischen Tories gehören, und die Liberalen.

Nationalismus hat wieder Konjunktur

Gleichzeitig steht die EU vor so großen Herausforderungen wie noch nie. Der Brexit hat die Illusion zerstört, die Union sei ein unauflöslicher Staatenbund. Die Schuldenkrisen in Griechen-

land und Italien schwelen weiter. Die Frage, ob und wie Flüchtlingen geholfen werden sollte, spaltet die EU in Nord und Süd, in Ost und West. Umfragen, sofern man sie überhaupt europaweit erfassen kann, deuten auf ein weiteres Auseinanderdriften hin. Demnach könnten Rechtspopulisten und Rechtsradikale kräftig zulegen. Blicke nach Großbritannien, Polen, Italien und Ungarn zeigen: Der Nationalismus hat wieder Konjunktur.

„Wir haben nicht gelernt, welches Unglück der Nationalismus über die Welt gebracht hat“, sagte der ehemalige CDU-Politiker Norbert Blüm im Februar in der Talkshow „3 nach 9“. Blüm erzählte von seinem Vater, der als Soldat im Sturmboot über den Rhein nach Frankreich gefahren war. Von zehn Booten kamen drei an. Das Wasser des Rheins färbte sich rot vom Blut erschossener Soldaten. „Wissen Sie, um was es ging? Es ging darum, ob der Grenzstein, dieser lächerliche Wacker, rechts von Elsass-Lothringen oder links von Elsass-Lothringen eingegraben ist.“ Blüm, 84 Jahre alt, wies darauf hin, dass niemand in Deutschland unter 74 überhaupt noch wisse, was Krieg ist – und stelle die Frage, wann es denn überhaupt schon einmal eine so lange Friedensphase gegeben habe.

Zwar sieht es im Moment – Gott sei Dank – nicht danach aus, als würden die friedlichen Zeiten bald enden. Dennoch muss es bedenklich stimmen, dass trotz einer immer stärker globalisierten Welt viele Länder nicht gemeinsame, sondern eigene Wege gehen.

Das Wahlrecht, ein Privileg

Dabei entspringt der Grundgedanke der europäischen Einigung zutiefst christlichen Werten: Versöhnung statt ewiger Feindschaft, Zusammenarbeit statt rücksichtslosem Wettbewerb, Frieden statt Machtstreben, Schutz der Schwachen und Minderheiten, Durchsetzung von Menschenrechten, nicht zuletzt der Religionsfreiheit. Als die EU 1997 die Osterweiterung beschloss, soll Helmut Kohl während eines Mittagessens vor Freude geweint haben. So berichtete es sein Freund Jean-Claude Juncker, der EU-Kommissionspräsident, bei Kohls Trauerfeier 2017. Als deutscher Bundeskanzler den Schulterschluss mit dem Osten zu vollziehen, sei für ihn einer der schönsten Augenblicke seines Lebens gewesen.

Im Jahr 2019 ist die Freude verfliegen. Länder wie Polen, Tschechien und Ungarn kapseln sich immer weiter ab vom Rest. Das Europäische Parlament forderte den Europäischen Rat 2018 sogar auf, gegen Ungarn ein Rechtsstaatsverfahren wegen Einschränkung der Meinungs-, Forschungs- und Versammlungsfreiheit einzuleiten. Man wird sich fremd.

Es wäre falsch, alle Schuld für die Krise der EU nur bei den Mitgliedsstaaten zu suchen. Die Union steht heute bei vielen Menschen für den Verlust staatlicher Souveränität, für Sehnsucht nach Verboten und Richtlinienpolitik aus dem Elfenbeinturm. Freilich ist das in dieser Deutlichkeit übertrieben. Doch davon abgesehen sollten sich die Entscheidungsträger von dem Gedanken verabschieden, dass eine immer stärkere Machtverlagerung nach Brüssel die richtige Antwort auf diesen Entfremdungsprozess ist. Gerade Christen können diese Entwicklungen nicht egal sein. Neben Frieden, Freiheit und Wohlstand gibt es ein weiteres Privileg, an das sich die Menschen gewöhnt haben. Umso mehr sollten sie es in Anspruch nehmen: das Wahlrecht.

Brexit: Versöhnung dringend nötig!

Freundschaften sind zerbrochen, das politische Klima ist vergiftet. Warum Kirchen nach dem Brexit-Chaos Versöhnungsarbeit leisten müssen. | VON MARK WOODS

Anfang des Jahres nahm ich an einer kleinen internationalen Konferenz für religiöse Journalisten in Mainz teil. Eine der Fragen, die viele der Anwesenden mir beim Kennenlernen stellten, war: Warum verlässt Großbritannien die Europäische Union?

Ich kann mir verschiedene Gründe dafür vorstellen. Wir hatten von Anfang an eine angespannte Beziehung zur EU. Bis zum Ende des Krieges hatten wir ein Weltreich und obwohl die Erinnerung daran mehr und mehr verblasst, hat uns das sehr geprägt: Wir sind es schlicht nicht gewohnt, gleichwertige Partner in großen politischen Zusammenschlüssen zu haben. Außerdem sind wir eine Insel. Das macht es für Briten vielleicht schwieriger, sich so richtig „europäisch“ zu fühlen, als für diejenigen auf dem Festland.

Aber es gibt auch ganz praktische Gründe. Viele Einwanderer sind von Europa ins Vereinigte Königreich gekommen. Während sich viele von ihnen hervorragend integriert haben, leiden Teile des Landes unter der Einwanderung, weil die aufnehmenden Gemeinden nicht genügend Ressourcen bekommen haben, um die Menschen angemessen einzugliedern.

Diese ernstzunehmenden Schwierigkeiten haben dafür gesorgt, dass viele Briten den Brexit unterstützen. Viele haben auch die als beschwerlich empfundenen Gesetze und Regulierungen aus Brüssel kritisiert. Wachstum könne leichter erreicht werden, wenn wir nicht länger von der EU „kontrolliert“ würden,

sagen die Menschen. Daher steht über allem die Frage der „Staatshoheit“: Wir sollten frei sein, tun und lassen zu dürfen, was wir wollen.

Das Ergebnis des Referendums, das der damalige Premierminister David Cameron ausgerufen hatte, im Versuch seine Partei zu vereinen und die Hetze gegen die EU zu beenden, hat die Nation gespalten. Jeder hat eine Meinung. Freundschaften sind daran zerbrochen. Eine ernsthafte Wut ist spürbar und diejenigen, die die EU verlassen wollen, und die, die bleiben wollen, haben sich in zwei getrennte Lager aufgespalten. Das einzige, was sie noch vereint, ist zunehmender Zorn über das Scheitern der Regierung, einen guten Austritt aus der EU zu verhandeln.

Ich möchte in der EU bleiben

Christen machen da keinen Unterschied. Es gibt auf beiden Seiten Christen und alle haben sie sehr engagiert für ihre jeweilige Position geworben. Vor der Wahl gab es auf der Webseite, die ich verantwortete, einen Artikel des Baptistenpredigers Joshua Searle, in dem er über den derzeitigen Anstieg des rechten Nationalismus in Europa im Vergleich zu der Situation nach 1945 nachdenkt. Er schrieb: „Die Europäische Union ist von ihrer Gründung bis zum heutigen Tag das mächtigste Gegenmittel gegen die zerstörerischen und unmenschlichen Kräfte des Nationalismus und Fremdenhasses, das die Welt je gesehen hat.“

Als jemand, der in der EU bleiben möchte, teile ich seine Ansicht. Aber es ist nicht der einzig mögliche Standpunkt. Auch der christliche Parlamentarier, David Burrows, hat sich vor dem Referendum geäußert. Er vertritt die Meinung: „Es gibt zentrale Bibelstellen, die darauf hindeuten, dass Macht eingeschränkt, verteilt und rechenschaftspflichtig sein sollte ... Die EU ist weniger verantwortlich geworden, dafür mischt sie sich aber mehr ein und ist schädlich für unseren nationalen Wohlstand geworden. Und sie rüttelt an unserer nationalen Staatshoheit. Ein aggressiver, übergeordnet-nationaler Säkularismus, der zunehmend unseren britischen und christlichen Rechtsgrundsätzen und unserer parlamentarischen Unabhängigkeit entgegensteht.“

Ich habe enge christliche Freunde, die dafür gestimmt haben, die EU zu verlassen. Ich respektiere ihre Sicht, obwohl ich sie nicht teile. Man kann wirklich nicht sagen, dass es einen eindeutig „richtigen“ oder „falschen“ Weg gebe, oder gar eine „christliche“ Wahlentscheidung.

Das findet sich bestätigt, wenn man sich anschaut, wie Christen konkret gewählt haben. Nach einer Analyse des Instituts „British Religion in Numbers“ haben genauso viele für den Verbleib wie für den Austritt aus der EU gestimmt. Unter den Methodisten und Baptisten gab es exakt gleich viele Wähler für jede Seite. Bei den Katholiken hat sich eine geringe Mehrheit für den Verbleib ausgesprochen. Christen, die der Anglikanischen Kirche angehören, haben sich mit einem Verhältnis von 60 zu 40 deutlich für einen Austritt entschieden.

Angesichts der Tatsache, dass es unter Christen so viele verschiedene Meinungen gibt, sind viele Führungspersonen in Kirchen äußerst zurückhaltend, eine der Seiten allzu deutlich zu unterstützen – und viele Pastoren, die für den Verbleib gestimmt haben, betreuen Gemeinden, deren Mitglieder die EU verlassen möchten.

Kirchen als Friedensstifter

Aber im Licht des politischen Stillstandes bei der Frage, wie es weitergehen soll, hat sich die Stimmung seit dem Referendum geändert. Kirchenleiter haben vor den Konsequenzen für die Armen im Fall eines „schlechten“ Brexit gewarnt und

haben Politiker und die Gesellschaft generell dazu gedrängt, ihre Differenzen zur Seite zu legen und im Sinne des Gemeinwohls zusammenzuarbeiten. Der Erzbischof von Canterbury, Justin Welby, hat kürzlich gesagt, dass „jede Kirche ein Friedensstifter“ sein müsse. Er sagte, der Brexit habe uns vor Augen geführt, wie „unsere Politiker und die Gesellschaft über Jahrzehnte dem Allgemeinwohl nicht ausreichend Aufmerksamkeit geschenkt haben: dem gemeinsamen Leben als Mitglieder einer Gesellschaft, in der sich jeder Einzelne entwickeln“ könne. Er fuhr fort: „Jetzt ist die Zeit für alle in der Kirche, sich als Friedensstifter zu erweisen. Wir müssen unsere Rolle über-

nehmen, um unser Land wieder zu vereinen, und um das Verletzlichste wieder in die Mitte unseres nationalen Zusammenlebens zu rücken. Wir dürfen die Warnungen, die wir über die gravierenden Auswirkungen, die die kommenden Monate möglicherweise auf die Ärmsten unserer Gesellschaft haben könnten, nicht ignorieren. Wir müssen uns auf Schwierigkeiten und Unsicherheiten, die eintreten könnten, vorbereiten, und wir dürfen es nicht zulassen, dass destruktive Kräfte weitere Spaltungen in unsere Gesellschaft treiben.“

Auch andere Kirchen haben einen Schwerpunkt darauf gelegt, dass wir Einnigkeit und positives Denken brauchen.

Die britischen Baptisten haben die Menschen aufgefordert, ihre Identität nicht daran festzumachen, ob sie die EU verlassen oder ob sie bleiben wollen. Sondern sie sollen sich stattdessen auf ihre Gemeinsamkeiten besinnen: „Menschlichkeit, wie wir alle in der Liebe Gottes geschaffen wurden.“ Die Methodisten haben ein Diskussionspapier entworfen, das Gemeinden dabei helfen soll, die Sachlage zu durchdenken. Es regt an, dass sich Christen stärker bei den großen aktuellen Themen einbringen sollten. „Als Mitglied der EU hat Großbritannien davon profitiert, Teil einer Gruppe zu sein, die mächtig bei Themen wie dem Klimawandel und den Menschenrechten mitreden und handeln konnte. Die Kirche müsste sich intensiver zu diesen Feldern äußern.“

Wie auch immer die Zukunft für Großbritannien auf weite Sicht aussehen mag: Der Brexit hat uns als Nation nicht gut getan. Alle sind wütend und frustriert. Auch die Kirchen tun sich schwer damit, mit einer Stimme zu sprechen. Und vielleicht können sie zum aktuellen Zeitpunkt auch gar nicht viel sagen, außer vor der Gefahr des vergiftenden und rassistischen Nationalismus zu warnen; die Menschen aufzufordern, das Wohl für alle anzustreben und das Gute im Gegenteil zu sehen anstatt politische Gegner zu verteufeln. Die noch viel schwierigere Arbeit der Versöhnung und des Zusammenfindens als Nation wird auf uns zukommen, wenn die Brexit-Frage einmal endlich geklärt ist. Wie auch immer das Ganze ausgeht, es wird für lange Zeit Wunden schlagen. ■

Den Artikel übersetzte Stefanie Ramsperger

Theresa Mays Brexit-Verhandlungen sind bisher nicht von Erfolg gekrönt. Doch egal wie es ausgeht: Die Nation geht gezeichnet daraus hervor.

Foto: Alex Baker Photography



Mark Woods, Jahrgang 1960, ist Baptistenpastor und Autor, der bereits für zahlreiche britische christliche Publikationen geschrieben hat.

Foto: picture alliance / AP Photo

„Ich bin froh, dass ich nicht abgetrieben wurde“

pro trifft den SPD-Politiker Lars Castellucci im Februar, wenige Minuten vor der Abstimmung über ein Werbeverbot für Schwangerschaftsabbrüche im Deutschen Bundestag. Kaum eine Debatte hat Frauenrechtler, Christen, Konservative und Linke in den letzten Monaten derart bewegt. Um ein Haar wäre die Große Koalition daran zerbrochen. Castellucci ist selbst Christ, in seiner Fraktion ist er verantwortlich für Kirchenpolitik. Wie hat er die Debatte der letzten Monate erlebt, wie politisch darf die Kirche sein und was hält er als schwuler Mann davon, wenn Christen die „Ehe für alle“ ablehnen? | **DIE FRAGEN STELLTE ANNA LUTZ**



pro: Herr Castellucci, wann waren Sie zum letzten Mal privat in einem Gottesdienst?

Lars Castellucci: Das war am vergangenen Samstag, und zwar in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin zu einem Kantatengottesdienst. Es war wirklich toll!

Was hat Ihnen daran so gefallen?

Als ehemaligem Chorleiter und Organisten hat mir die Bachkantate besondere Freude gemacht und auch die Orgel.

Hat Sie auch etwas gestört?

Gestört nicht, aber Liturgie und Predigt haben mich nicht sonderlich gepackt. Da gehöre ich zu den rosinenpickenden Protestanten: Wenn eine Predigt zwanzig Minuten lang dauert, dann muss ich daraus auch etwas für mich persönlich ziehen können. Pfarrer haben es vermutlich wirklich schwer, mir da gerecht zu werden. Ich brauche einen Ort, an dem ich geistlich und theologisch auftanken kann, wo mein Horizont geweitet wird und ich etwas erfahre und Dinge besser verstehe. Was ich überhaupt nicht mag, sind politische Predigten, denn das habe ich ja im Bundestag schon andauernd. Am schlimmsten ist es für mich, wenn ein Pfarrer auf der Kanzel steht und sagt „Die Politiker ...“. Das erlebe ich dauernd, diese Pauschalisierung, weil man sich nicht traut, Ross und Reiter zu benennen. Pfarrer können von mir aus sagen, dass sie die Position der SPD zur Abschaffung des Werbeverbots für Abtreibungen schlecht finden. Aber sie sollten nicht alle Politiker in Haft nehmen, damit verstärken sie ja nur ein schlechtes Politikbild, das es in diesem Land ohnehin schon gibt. Wenn ich in die Kirche gehe, möchte ich gerne Theologie haben und nicht Politik. Und wenn letzteres schon sein muss, dann bitte nicht oberflächlich.

Kirchen, die homosexuellen paaren die Trauung verweigern, hält Lars Castellucci für rückschrittlich. Dennoch will er mit allen im Gespräch sein.

Sollte sich die Kirche in Sachen Politik also stärker zurückhalten?

Kirche sollte in keiner Hinsicht zurückhaltend sein, aber sie sollte aus dem heraus sprechen, was sie ausmacht. Sie sollte zum Beispiel

keine Vorträge über Digitalisierung halten, da kennen sich andere besser aus. Aber sie könnte über den Einsatz für die Schwachen sprechen und wenn Digitalisierung Schwache benachteiligt, dann wäre es ihr Thema. Wenn wir die Kirchen bei Anhörungen im Bundestag um Stellungnahmen bitten, dann wollen wir keine juristischen Gutachten von ihnen vorgelegt bekommen, sondern wir wollen eine Einschätzung auf Basis des christlichen Glaubens.

Das heißt, die Kirche spricht zu oft von Dingen, die sie nicht versteht?

Nein. Sie darf fragen, ob zum Beispiel eine Grundrente gerecht ist oder nicht, und dabei Bezug zum biblischen Arbeit

„Ich habe der Beibehaltung des 219a zugestimmt und auch kein Problem damit.“

ter im Weinberg nehmen. Dort erhalten sogar alle den gleichen Lohn, unabhängig von ihrer Leistung, weil es ihnen zugesagt ist und weil es das ist, was sie benötigen und ihnen deshalb als Menschen zusteht. So entsteht Orientierung – aus dem Evangelium heraus.

Ins Gewissen spricht die Kirche beim Thema Ehe. Ihre Badische Landeskirche traut schwule und lesbische Paare, Ihre Nachbarkirche in Württemberg tut sich nach wie vor schwer damit. Ist das rückschrittlich?

Absolut.

Dennoch müssen Sie als religionspolitischer Sprecher möglicherweise auch Gespräche mit württembergischen Pietisten führen, die gegen die Homo-Ehe sind.

Ich spreche immer gerne persönlich mit den Leuten. Ich war kürzlich bei der Evangelischen Allianz hier in Berlin und habe deren Vertretern deutlich gemacht, dass ich einige Dinge in ihrer politischen Ausrichtung problematisch finde. Da wäre zum einen der Umgang mit Homosexualität. Ich selbst bin schwul.

Und meine Mutter, die jeden Dienstag in einen Bibelkreis geht, hatte damit zu kämpfen, weil sie glaubte, homosexuelle Handlungen seien Sünde. Das Beispiel habe ich auch bei der Evangelischen Allianz erzählt und erklärt, dass ich es falsch finde, wenn die Kirche Wunden aufreißt, anstatt sich um Heilung zu bemühen.

Worum ging es bei dem Gespräch noch?

Ich erzählte auch von einer Begegnung am Bahnhof. Ich traf dort eine Frau, die mit ihren drei oder vier Kindern zum Zug ging. Sie sprach mich an und war sichtlich empört darüber, dass der Bundestag die „Ehe für alle“ eingeführt hat. Ich sagte zu ihr, dass mir das Herz aufgeht, wenn ich sie mit ihren Kindern sehe, weil sie sich um sie kümmert, sie zum Zug begleitet und sicherlich auch sonst liebevoll mit ihnen umgeht. Unsere Gesellschaft braucht so etwas. Diese Frau soll ihr Leben so leben können. Aber ich wünsche mir von ihr, dass sie andere Lebensentwürfe genauso akzeptiert. Wir müssen doch alle miteinander zurechtkommen, egal ob wir kinderlos, alleinstehend oder sonst etwas sind. Ich finde es unmenschlich, den Menschen Idealbilder einzupflanzen, an denen sie wieder und wieder scheitern. Ich sprach mit der Allianz auch über Schwangerschaftsabbrüche und das Werbeverbot im Paragraphen 219a ...

Die SPD forderte jüngst die Abschaffung, die CDU wollte das Werbeverbot beibehalten. Im Februar einigte sich die Koalition auf einen Kompromiss, der beinhaltet, dass Paragraph 219a bestehen bleibt ...

Ich selbst bin adoptiert und froh, dass ich nicht abgetrieben wurde. Deshalb habe ich möglicherweise einen anderen Zugang zu dem Thema als andere. Ich wünsche mir in dieser Debatte um Schwangerschaftsabbrüche einen gemäßigten Ton. Jeder sollte sich wünschen, dass in diesem Land jedes Kind auf die Welt kommen kann. Wir müssen Familien und Frauen unterstützen und auffangen, wenn Lebenssituationen schwierig sind. Leben zu ermöglichen sollte an erster Stelle stehen. Erst danach kommen für mich Fragen der Selbstbestimmung und alles andere. Dennoch kann niemand ein Interesse daran haben, dass Schwangere im Untergrund oder im Ausland Abtreibungen durchführen lassen. Dafür haben wir in Deutschland eine befriedigen-

**BUNDESWEIT AM
22. SEPTEMBER 2019**

FILM GOTTES DIENST

**SALZ
UND
LICHT**



**ES IST ALLES
VORBEREITET!**

anmelden - dabei sein:
filmgottesdienst.de

 **Compassion**
im Namen Jesu

de gesetzliche Regelung gefunden. Jetzt geht es darum, Rechtssicherheit für Ärztinnen und Ärzte und ein umfassendes Informationsrecht sicherzustellen. Wenn wir wollen, dass die Zahl der Abtreibungen nach unten geht, sollten wir für Verbesserungen im sozialen Bereich arbeiten, aber ohne zu stigmatisieren oder moralisieren.

Ihre stellvertretende Fraktionsvorsitzende Eva Högl hat vor dem Reichstagsgebäude für die Abschaffung des Paragraphen 219a demonstriert. Die SPD-Fraktion hat ihr Ziel nicht erreicht. Ich habe der Beibehaltung von 219a zugestimmt und auch kein Problem damit. Ich finde eine Informationsmöglichkeit angemessen und die gibt es. Werbung darf es nicht geben, aber das verbietet auch das Standesrecht der Ärzte. Deshalb halte ich den Paragraphen 219a eigentlich für überflüssig.

Dennoch macht dieser Kompromiss die SPD für ihre Wähler vermutlich unglaubwürdig. Kann die SPD in dieser Koalition überleben?

Wir als SPD müssen es in dieser Koalition hinbekommen, unsere Ziele deutlich zu machen und zugleich kompromissfähig zu bleiben. Demokratie bedeutet Kompromiss und in einer Koalition erst recht. Wer das nicht einsehen will, hat unser politisches System nicht verstanden. Es gibt viele Dinge, die wir in dieser Koalition durchsetzen werden, und viele, die wir nicht durchsetzen werden. Wir Sozialdemokraten müssen beides hinbekommen: Parteipositionen erarbeiten und darstellen, aber auch kompromissfähig sein. So haben wir es auch in der Debatte um 219a getan. Wir haben deutlich gemacht, dass wir die Abschaffung wollen, und stehen nun auch zu dem gefundenen Kompromiss.

Sie haben selbst einmal gesagt: „So gefährlich war die Lage für unsere Partei noch nie.“

Als progressive Kraft, die die SPD sein will, müssen wir den Leuten erklären, wo wir hinwollen und was wir besser machen möchten. Dass die Menschen da draußen nicht mehr wissen, wofür die SPD im Moment steht, ist eine Sache. Vor allen Dingen wissen sie aber nicht, wohin die SPD will.

Und um das deutlicher zu machen als bisher, braucht es was?

Zukunftsvisionen. Diese zu erarbeiten ist hart und viel geschieht hinter den

Kulissen, nicht durch schnelle Profilierung über die Medien. Die SPD ist Antworten schuldig geblieben. Die müssen wir jetzt geben. Wir brauchen auch mehr Substanz. Aber ich gebe auch zu: Regierungsarbeit zu machen und zugleich inhaltliche Erneuerung voranzutreiben, ist brutal. Aber wir sind auf dem Weg. Unser Konzept für den Sozialstaat der Zukunft ist ein gutes Beispiel.

Beim letzten Landesparteitag gab es deutliche Kritik an Andrea Nahles als Parteivorsitzender. Die Rede war unter anderem von der „Ignoranz in Berlin“. Wem fühlen Sie sich eher verpflichtet, dem Landesverband oder Ihrer Vorsitzenden?

Die Sozialdemokratie ist immer misstrauisch gegenüber ihrer Führung. Das gehört zu unserer DNA und kann durchaus auch gesund sein. Nun ist Andrea Nahles aber gewählte Vorsitzende. Und wer gewählt ist, hat auch das Recht, Unterstützung zu erfahren. Wir als SPD sollten insgesamt und gemeinsam gute Lösungen finden. Wenn alle nach ihren Kräften mithelfen, wird es auch etwas.

Volker Beck hat in einem Interview mit uns einmal davon berichtet, wie er einerseits als Linker und Schwuler Hasspost von Christen bekam, andererseits als jemand, der sich für die Religionsfreiheit einsetzt, aber auch böse Briefe von Linken erhielt. Sitzen Sie auch zwischen den Stühlen?

Ich bin ein Brückenbauer, auch in religionsferne Kreise. Ich trete dafür ein, dass Kirchen und Religionsgemeinschaften starke Partner sein können, auch für politische Ziele, etwa im sozialen Bereich. Über Hasspost kann ich bisher nicht klagen.

Herr Castellucci, danke für das Gespräch. ■

Lars Castellucci wurde 1974 in Heidelberg geboren und ist seit 2013 SPD-Abgeordneter des Deutschen Bundestages für den Wahlkreis Rhein-Neckar in Baden-Württemberg. Seine Themen sind Innenpolitik, insbesondere Integration, und Religionspolitik. Er ist außerdem Mitglied in der Kammer für Migration und Integration der Evangelischen Kirche in Deutschland.

Daniel Böcking spricht mit seinen Kindern über den Glauben. Seine Älteste, Elsa, ist sieben Jahre alt

„Auf in die Kirche!“
 „Nee, lieber ins Schwimmbad!“

Daniel Böcking, stellvertretender Chefredakteur der Bild-Zeitung, schreibt über Gespräche mit seinen Kindern über Gott und die Welt. Heute: Wenn das Schwimmbad verlockender ist als der Gottesdienst. |
 VON DANIEL BÖCKING

Ich habe einen Traum von einem Sonntagmorgen: Wir sitzen entspannt am Frühstückstisch. Eines unserer Kinder (drei, fünf und sieben Jahre alt) fragt mit Marmeladen-Brötchen im Mund: „Was machen wir heute?“ Ich: „Gleich geht’s in den Gottesdienst.“ Schon recken sich sechs kurze Arme vor Freude nach oben, quietschender Jubel bricht aus und alle hechten in ihre Klamotten, um schnell in die Gemeinde zu kommen ...

Die Realität sieht oft anders aus. Zwar stoße ich selten auf totale Ablehnung. Aber es gibt einfach so viele schöne andere Dinge, die man an einem freien Tag machen kann: „Ich will lieber ins Schwimmbad!“, „Wir waren lang nicht mehr auf Karls Erdbeerhof!“, „Aber vorher noch eine Folge ‚Paw Patrol‘ gucken ...“

Das bringt mich regelmäßig in mindestens drei Konflikte: 1) Soll ich mich nun durchsetzen und die Kinder in den Gottesdienst „zwingen“, um eine Routine, ein Ritual zu etablieren (zu Ritualen rät schließlich fast jedes Erziehungsbuch)? 2) Ist es christliche Pflicht (auch für mich persönlich), jeden Sonntag in den Gottesdienst zu gehen? 3) Verpasse ich als Vater eine große Chance, die Kinder schon früh fest in einer Gemeinde zu verankern, wenn ich wieder nachgebe?

Mich hat das Jesus-Zitat in Markus 2,27 immer sehr angesprochen: „Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht und nicht der Mensch um des Sabbats willen.“ Das hat nicht direkt etwas mit meinem Gottesdienst-Dilemma zu tun – sagt mir aber, dass der Sonntag als unser Tag des Herrn keinem festgelegten Schema F zu folgen hat. Von Zwang und

Pflicht zum Gottesdienstbesuch finde ich in der Bibel nichts. Der „Gottesdienst“ als Lebensinhalt ist ohnehin nicht an einen Ort oder an eine Zeit geknüpft. So ist es in meinen Augen an einem Sonntag auch ein Dienst an Gott, wenn ich ganz pragmatisch meiner Frau einen freien Tag gönnen kann, indem ich mit den Kindern einen Ausflug in die Natur mache, mit ihnen Zeit verbringe, spiele, ihnen die Zuwendung schenke, die im Job-Alltag oft zu kurz kommt.

„Vielleicht ist es ganz okay, dass der Gottesdienst für die Kinder (noch) nicht so wichtig ist wie für mich.“

Neulich habe ich unsere Älteste gefragt, wie für sie der perfekte Gottesdienst oder die perfekte Kinderzeit aussieht. Die knappe Antwort: „Schöne Lieder! Und spielen!“ Ende der Durchsage. Bibelgeschichten? „Joa ...“ Gemeinsames Beten? „Manchmal etwas langweilig.“

Offenbar habe ich nicht euphorisch genug auf ihre Einlassungen reagiert, so dass sie prompt nachlegte: „Beschwer dich nicht, wenn ich mal nicht hingehen möchte. Gott will doch, dass wir glück-

lich sind. Er wird schon nicht beleidigt sein. ER IST GOTT!“ (Fehlte nur noch, dass sie augenrollend „Du Dummerchen“ anfügte ...)

Die Vehemenz dieser Antworten hat mich beeindruckt: Vielleicht sollte ich mir nicht so einen Kopf um alles machen. Vielleicht ist es ganz okay, dass der Gottesdienst für die Kinder (noch) nicht so wichtig ist wie für mich. Dass sie gern hingehen, um zu singen und zu spielen – aber dass sie oft auch etwas anderes unternehmen wollen. Und vielleicht ist es ebenso in Ordnung, wenn ich ihren Wünschen auch mal nachgebe und wir im Spaßbad landen statt in der Kirche.

Für mich ist die Gemeinde (in meinem Fall das „Berlinprojekt“) zu einem Ort geworden, zu dem ich nicht gehen MUSS, sondern zu dem ich gehen DARF. Ich wünsche mir, dass unsere Kinder einmal mit derselben Vorfreude in „ihre“ Gemeinde kommen. Ich glaube nicht, dass ich dieses Ziel erreiche, wenn ich sie zu ihrem Glück zwingen. Aber ich werde sie weiterhin jeden Sonntag dazu einladen. ■

Daniel Böcking, 41 Jahre, ist Autor der Bücher „Ein bisschen Glauben gibt es nicht – Wie Gott mein Leben umkrempelt“ und „Warum Glaube großartig ist. Mein Glück mit Jesus“ (beide im Gütersloher Verlagshaus). Er arbeitet als stellvertretender Chefredakteur der Bild-Zeitung und lebt mit seiner Frau und den drei Kindern in Berlin.

Foto: Böcking

NEUN JAHRE,

YouTube-Star



Immer mehr Eltern drehen mit ihren Kinder YouTube-Videos aus dem Familienleben und die Kleinen werden regelrechte Internetstars. Warum Eltern sich damit oft in einer ethischen Grauzone befinden und wie sie damit umgehen können, wenn ihre Kinder plötzlich YouTuber werden wollen. | VON SWANHILD ZACHARIAS

Die neunjährige Miley reibt sich verschlafen die Augen, als ihre Mutter sie weckt und aus dem Hochbett holt. Ava quietscht vergnügt, als sie bei der Ostergeschenke-Suche im Garten die neue Baby-Born-Puppe findet. Bei der Österreicherin Ilija gibt es nach der Schule erstmal Mittagessen – ihr Lieblingsessen ist Schnitzel. Danach sind Hausaufgaben dran. Das Potenzrechnen bei den Mathe-Hausaufgaben fällt ihr besonders leicht.

Klingt nach einem ganz gewöhnlichen Kinderalltag. Doch Mileys, Avas und Ilias Alltag verfolgen Tausende im Internet. Die Mädchen sind kleine YouTube-Stars. Zusammen mit ihren Eltern drehen sie Videos aus ihrem Alltag, veröffentlichen Spielzeug-Tests oder machen sogenannte „Challenges“, lösen also spielerische oder lustige Aufgaben. Die Kurzfilme landen im Internet und bringen nicht selten viel Geld durch Werbekooperationen oder die von YouTube eingeblendete Werbung. Miley ist die erfolgreichste deutsche Kinder-Influencerin. Der YouTuber-Relevanzindex der Hamburger Agentur Faktenkontor, der die deutsche YouTube-Szene analysiert, platziert ihren Kanal „Mileys Welt“ auf Platz vier der erfolgreichsten deutschen YouTuber. Davor folgen nur Erwachsenenkanäle wie „BibisBeautyPalace“ oder „Dagi Bee“.

Familienkanäle, auf denen häufig die Kinder im Mittelpunkt stehen, boomen. Luise Meergans vom Deutschen Kinderhilfswerk will keine genaue Zahl nennen. Influencer werden sei jedoch ein Trend. „Das ist eine Art Traumberuf von vielen, so wie wir früher Sängerin oder Schauspieler werden wollten.“ Die Schwelle, sich auszuprobieren, sei durch das Smartphone niedrig.

Geschaut werden Kanäle wie „Mileys Welt“ oder „Alles Ava“ auch von Gleichaltrigen – besonders, wenn es um lustige Spiele, Basteln oder neues Spielzeug geht. In den USA ergab eine Studie des Pew Research Centers, dass 81 Prozent der Eltern ihre Kinder im Alter von bis zu elf Jahren YouTube-Videos ansehen lassen, 34 Prozent davon regelmäßig. Was die Kinder genau sahen, erhob die Studie nicht. 61 Prozent gaben jedoch an, ihr Kind habe für sein Alter ungeeignete Inhalte gesehen. Roland Rosenstock, Professor für Religions- und Medienpädagogik an der Universität Greifswald, vermutet, dass viele Zuschauer auch Erwachsene sind. Er bezeichnet die YouTube-Kanäle als eine „sehr professionell gemachte Dauerwerbesendung, die vorgibt, den Familienalltag zu zeigen“.

Authentische Idole

Das Phänomen von Kinderstars in den Medien ist nicht neu – denkt man zum Beispiel an Pippi-Langstrumpf-Darstellerin Inger Nilsson, die mit zehn Jahren berühmt wurde, oder an den Schlagersänger Heintje, der seine Karriere 1966 mit elf Jahren startete. Bei Kinderstars in den Sozialen Medien aber wird der Alltag öffentlich gemacht. Der fremde Zuschauer erlebt oft intime Momente mit. Die Grenze zwischen Privatsphäre und Öffentlichkeit verschwimmt. Für den Zuschauer entsteht der Eindruck, man „sitze gemeinsam im Wohnzimmer“, sagt Rosenstock. Der Unterschied sei, dass dieses Wohnzimmer von jedem betreten werden könne.

Im Vergleich zu Kinderstars in Film und Fernsehen wirkten die Social-Media-Stars authentisch, sagt Stefan Piasecki. Er ist Professor für Soziologie und Politikwissenschaften an der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung NRW. Zuvor hatte er den Lehrstuhl für Soziale Arbeit und Medienpädagogik an der CVJM-Hochschule Kassel inne. Kinder würden so sehen, dass auch ihre Social-Media-Vorbilder morgens müde oder mal schlecht gelaunt seien. Das sei zunächst einmal nicht schlecht. Andererseits werde durch das Abbilden des Normalen jeder Moment des Tages aufgewertet und als berichtenswert verkauft. Privatsphäre im engeren Sinne gebe es dadurch nicht mehr.

Meergans, die beim Deutschen Kinderhilfswerk für den Bereich Kinderrechte und Bildung zuständig ist, betrachtet die Entwicklung kritisch. Kinder müssten zwar im Internet sichtbar

sein, denn das Netz sei ein wichtiger gesellschaftlicher Raum. Zudem gönne man es den Familien, Geld zu verdienen, und die meisten Eltern handelten grundsätzlich zum Wohl ihres Kindes. Doch durch die Präsenz auf den Kanälen gerieten Kinderrechte oft unabsichtlich ins Nachtreffen, sagt Meergans.

Kinder haben Rechte

Sie nennt zum Beispiel das Recht am eigenen Bild, das Recht auf Privatsphäre, das Recht auf Beteiligung, das Recht auf Schutz vor wirtschaftlicher Ausbeutung und das Recht auf Freizeit. „Ich sage immer: ein Recht auf Langeweile“, erklärt sie. In einer Folge des ARD-Kulturmagazins „Titel, Thesen, Temperamente“ erzählt die zwölfjährige Ilia, dass ihre Freundinnen sie oft fragten, ob sie samstags Zeit hätte. Da müsse sie jedoch immer ablehnen, denn Samstag sei Drehtag. Die Eltern von Miley betonen, dass ihre Tochter großen Spaß am Drehen habe und selbst immer öfter vor der Kamera stehen wolle. Außerdem sei alles freiwillig. In einem ausführlichen YouTube-Video nehmen sie Stellung zu verschiedenen Vorwürfen aus den Medien, sie täten ihrem Kind nichts Gutes. Dort sagt Mutter Aynur Henle: „Wenn sie (Miley) sagt: ‚Ich will heute aufhören‘, dann hört sie auf.“ Und weiter: „Das ist ihre Entscheidung. Das ist pure Freiheit.“ Allerdings lebt Familie Henle mittlerweile von YouTube. Die Eltern gaben vor einiger Zeit ihre Jobs dafür auf.

Rosenstock respektiert die Haltung von Familie Henle. Er geht



Medien- und Religionspädagoge Roland Rosenstock empfiehlt: Für Kinder ist es heute wichtig, kreativ und spielerisch die Möglichkeiten der Medien kennenzulernen. YouTube und Instagram sind für Kinder unter 12 Jahren dazu nicht geeignet. Sollten Kinder das Interesse an Instagram und YouTube zeigen, ist eine kritisch-reflexive Begleitung notwendig. Bevor Kinder ein Smartphone bekommen, sollten Eltern zusammen mit Lehrern und außerschulischen medienpädagogischen Fachkräften zeigen, wie man sich in sozialen Netzwerken inszenieren kann, ohne dass das negative Auswirkungen hat.

Foto: privat

davon aus, dass die Eltern für das Kind das Beste wollen. Es sei jedoch gefährlich, wenn die Kinder lernten, dass sie die Aufmerksamkeit der Eltern besonders dann bekämen, wenn es um kommerzielle Interessen gehe. „Es wäre gut, wenn das Familieneinkommen auch unabhängig vom Kind zum Leben reicht“, sagt er. Auf „den Ehrgeiz der Eltern“ komme es an, darauf, ob die Kinder emotionalen Belastungen ausgesetzt seien. „Die Frage ist, wie würden sich die Kinder entwickeln – ohne ihr ‚Starleben‘?“ Nicht altersgerechte Erwartungen an das Kind könnten die Entwicklung negativ beeinflussen. Piasecki sagt, man müs-

Die neunjährige Miley Henle mit ihren Eltern vom Kanal „Mileys Welt“



Fotos: YouTube, Mileys Welt

se sich im Fall von Miley bewusst sein, dass es irgendwann kein Hobby mehr sei.

Auf direkte Anfragen, Stellung zu beziehen und ihre Position zu erklären, reagiert Familie Henle abweisend. Der Presse wollen sie keine Statements mehr geben. Betreiber anderer Kanäle wie die von „Alles Ava“ und sogar die Agentur WunderStudios, die mehrere solcher Kanäle managt, reagieren gar nicht erst auf Anfragen. Im Gegensatz zu anderen Kinder-YouTubern ist bei Miley alles aufs Genaueste mit dem Gewerbeaufsichtsamt, dem Jugendamt, Schule und Ärzten geregelt. 30 Arbeitstage oder 60 halbe Tage pro Jahr darf die Neunjährige vor der Kamera stehen. Die Henles führen darüber Buch, erneuern regelmäßig die Genehmigungen und achten darauf, alle Auflagen einzuhalten.

„Bilder können verfälscht werden“

Meergans bemängelt bei vielen Kanälen, dass Auflagen nicht eingehalten würden. Denn Kinder bis 13 Jahre dürfen nur mit Ausnahmegenehmigung arbeiten. Arbeit sei es ab dem Zeitpunkt, ab dem Geld fließt, zum Beispiel durch Werbeeinblendungen. Kontrolliert wird das vom Gewerbeaufsichtsamt. Doch wie soll das Amt in jedem Einzelfall das Filmen im heimischen Wohnzimmer im Auge behalten? Meergans sieht die Gewerbeaufsichtsämter in der Pflicht: Sie müssten mehr Verantwortung zeigen, sich dem Problem stellen und Lösungen entwickeln.

Sie betont außerdem: „In dem Moment, in dem ich ein Foto von meinem Kind ins Netz stelle, muss ich mir bewusst sein, dass das in falsche Hände geraten kann.“ Es gehe dabei nicht nur um Bilder, die Kinder nackt oder in Badekleidung zeigten. „Bilder können verfälscht werden.“ Es sei ein Leichtes, den Kopf eines vollständig bekleideten Kindes auf den eines nackten Körpers zu montieren. Nicht nur Pädophile im Netz seien eine Gefahr. Meergans spricht auch Cybermobbing in Schulen an. Eltern sollte es klar sein, was es bedeutet, wenn Schulkameraden das Leben des Kindes von klein auf im Netz einsehen könnten. Rosenstock findet es besonders problematisch, wenn Kinder in Unterwäsche, im Bett oder in der Badewanne gefilmt werden. Piasecki gibt zu Bedenken, dass sich jeder Zuschauer der Videos detailliert über Persönlichkeitsstrukturen und Verhaltensmuster informieren, Hobbys, Vorlieben registrieren und Kontakt aufnehmen könne.

TIPPS FÜR ELTERN ZUM UMGANG MIT YOUTUBE UND CO.

Luise Meergans vom Deutschen Kinderhilfswerk findet es gut, wenn Kinder sich im Netz ausprobieren wollen und auch eigene Videos und Bilder hochladen möchten. Das müsse jedoch in einem geeigneten Rahmen stattfinden. Eltern empfiehlt sie:

1. Die AGBs der entsprechenden Plattformen lesen: Dort steht drin, ab wann das Kind einen eigenen Account besitzen darf und welche Regelungen gelten.
2. Bei speziellen Kinderseiten können sich die Kinder ausprobieren: Das Deutsche Kinderhilfswerk betreibt die Seite kindersache.de. Dort wird nicht nur über Kinderrechte informiert, es gibt auch eine Videoplattform, auf der Kinder eigene Inhalte hochladen können. Der Unterschied zu YouTube: Die Plattform wird medienpädagogisch betreut. Jedes Video wird auf Inhalte und zum Beispiel Urheberrechte geprüft. Auch jeder abgegebene Kommentar wird gelesen, bevor ein Team ihn freischaltet. Halten die Mitarbeiterinnen etwas für nicht geeignet, erklären sie dem Kind, warum und wie es besser gehen könnte – zum Beispiel, woher es urheberrechtsfreie Musik bekommt.
3. Kinder im Netz niemals nackt, in Badekleidung, in der Badewanne oder beim Schwimmen zeigen. Signale des Kindes, wenn es etwas peinlich findet, wahrnehmen und mit dem Kind zusammen entscheiden, was an die Öffentlichkeit geht – im Zweifel nichts veröffentlichen.

Eine Studie des Kinderhilfswerks habe in einer qualitativen Untersuchung des Medienalltags von Kindern herausgefunden, dass auch kleine Kinder schon ein sehr ausgeprägtes Gefühl davon hätten, was sie der Öffentlichkeit preisgeben wollten und was nicht, sagt Meergans. 37 Eltern und ihre Kinder im Alter von sechs bis 15 Jahren wurden ausführlich interviewt. Die Befragungen ergaben unter anderem, dass das, was Eltern niedriglich finden, für die Kinder oft peinlich ist. Meergans betont hier das Beteiligungsrecht von Kindern: „Man muss mit ihnen gemeinsam entscheiden, was rausgeht in die Welt.“ Gleichzeitig müssten Eltern wissen, dass das, was ein Dreijähriger möglicherweise super fände, vielleicht nicht zum Teilen geeignet sei.

Verantwortung wahrnehmen

Rosenstock empfiehlt Eltern, sich die Frage zu stellen, „wie die Kinder später als junge Erwachsene auf die Zeit zurückblicken. Konnten sie ihren eigenen Entwicklungs herausforde-



Die sechsjährige Ava ist die Hauptperson des YouTube-Kanals „Alles Ava“

rungen folgen? Kann ein emotionaler Missbrauch ausgeschlossen werden?“ Und er sagt: „Wenn Eltern bereits vor der Geburt ihrer Kinder Bilder oder Filme offen zugänglich ins Netz stellen, dann verletzen sie damit die Persönlichkeitsrechte ihrer Kinder.“ Piasecki erklärt, Eltern müssten sich bewusst sein, was sie mit dem Kanal wollen. „Hier wird es eine große Bandbreite von Elternpersönlichkeiten geben: die Zulasser, die Bagatellisierer, die Förderer, die Selbstverwirklicher, die ihre Kinder vor die Kamera drücken, um eigene Unzulänglichkeiten zu kompensieren oder sie zu instrumentalisieren.“



Medienpädagoge Stefan Piasecki empfiehlt: Instagram und YouTube sind grundsätzlich nichts für Kinder. Chatten oder Videos mit Freunden zu teilen, sei in Ordnung. Ohne genaues Wissen über Funktionen, Möglichkeiten und Folgen dürften Kinder jedoch nichts von sich ins Netz stellen.

Genau wie Erwachsene könnten Kinder ebenfalls gute und schlechte Programme im Netz machen, sagt Piasecki. Wichtig sei es, ob es sich um einvernehmliche und freiwillige Produktionsprozesse handele und ob die Kinderinfluencer sich der Verantwortung gegenüber ihrer Zielgruppe bewusst seien. Denn jeder Medienmacher habe eine Verantwortung. „Ob viele Kinderinfluencer das wissen, bezweifle ich. Unterbewusst wissen sie das sicher. Und hier kommt es auf ihre moralische oder ethische Konstitution an, inwiefern es ihnen egal ist oder nicht.“

Rosenstock wünscht sich, dass Kinderrechte ins Grundgesetz aufgenommen werden. Dafür sollten sich auch die Kirchen einsetzen. Auch die Missbrauchsfälle in den Kirchen zeigten in besonderer Weise, wie wichtig es sei, Kinderrechte gegenüber Erwachsenen zu stärken. ■

Kritiker mit weisem Herzen

Der junge König Salomo bittet Gott für sein Amt um Weisheit. Auch im journalistischen Alltag ist ein solches „weises und verständiges“ Herz nötig. |
VON ALMUT HÜLSMEYER



Es ist der 7. Dezember 2018. Auf dem CDU-Parteitag in Hamburg bewerben sich Annegret Kramp-Karrenbauer, Friedrich Merz und Jens Spahn um den Parteivorsitz. Am Platz meines Kollegen klingelt das Telefon. Am anderen Ende der Leitung ist eine ältere Dame. Sie sagt weder Guten Tag noch stellt sie sich vor, sondern kommt direkt zur Sache: „Sie wissen doch immer alles. Der dicke Mann im weißen Hemd, den man gerade sieht, wer ist das noch mal?“ Geistesgegenwärtig dreht sich mein Kollege zum Fernschirm her, auf dem wir in der Redaktion den Parteitag mitverfolgen. „Sie meinen Peter Altmaier, unseren Wirtschaftsminister?“, fragt er. „Ja“, sagt die Dame und legt auf.

Der Journalist als kundiger Mensch, der redlich informiert und komplexe Sachverhalte erklärt. Dieser Anspruch findet sich nicht nur in der Erwartung der Leserin wieder, sondern gehört auch zum Selbstbild der Journalisten. So beschrieb der Publizist Hermann Boverter den Journalisten einst als „Hermeneuten, der Weltstoff und Weltsituation in ihren Sinngehalten methodisch auslegt“. Zur Rolle der Medien gehört aber auch die des Kontrolleurs und Kritikers. Journalisten können sehr scharfe Kritiker sein, besonders wenn es um die Fehlleistungen von Mitmenschen geht, die in der Öffentlichkeit stehen. Wer den Erwartungen an sein Amt nicht gerecht wird, bekommt das medial zu spüren. Ich denke in diesem Kontext an Salomos Gebet um Weisheit: „So gib denn deinem Knecht ein hörendes

Herz, dein Volk zu richten, zu unterscheiden zwischen Gut und Böse.“ (1.Könige 3, 9). Das erhört Gott: „Siehe, ich gebe dir ein weises und verständiges Herz.“

Gegen Hatz und Kampagnen

Salomo bittet nicht um Klugheit, sondern um Weisheit. Denn sie ist mehr als das tiefgehende Verständnis von den Zusammenhängen der Dinge. Sie gründet auf Lebenserfahrung und auf der Erkenntnis der eigenen Begrenztheit. Dem Wissen, dass ich einen Menschen nicht in seiner Gänze jemals so erfassen kann, wie Gott das kann. Dass ich komplexes Geschehen häufig nicht in allen Zusammenhängen darstellen kann. Dass mein Wissen immer bruchstückhaft sein wird, so wie es Sokrates mit „Ich weiß, dass ich nichts weiß“ formuliert hat. Der weise Mensch ist sich bewusst, dass er niemals vollkommen weise sein wird, weil er in seiner Erkenntnis- und Urteilsfähigkeit begrenzt ist und bleibt. Diese Begrenzung unterscheidet die menschliche Weisheit von der göttlichen. Aus diesem Wissen erwächst Demut, die ich gerade auch als Journalistin brauche.

In meinem Arbeitsvertrag steht, dass die Haltung des Verlags, für den ich tätig bin, auf den Grundsätzen des Christentums, der freiheitlich-demokratischen Grundordnung und der Förderung der Sozialen Marktwirtschaft basiert. Vor einigen Jahren, während meines Volontariats, haben die damaligen Volontäre in einem Gespräch diskutiert, was diese

Grundsätze des Christentums denn für unsere Arbeit bedeuten. Ein Mitglied der Chefredaktion erklärte sie folgendermaßen: Wenn ein Mensch in der Öffentlichkeit am Pranger stehe, solle man nicht mit der Meute brüllen: „Hängt ihn höher.“ Man müsse genau hinschauen, was der tatsächliche Sachverhalt und was mögliche Skandalisierung, Kampagne oder Hatz seien. Ein besonnenes Urteil – dabei kann uns ein weises und verständiges Herz helfen, und das gilt nicht nur für den Berufsalltag. ■



Foto: privat

Almut Hülsmeier, Jahrgang 1983, arbeitet als Redakteurin für die Neue Osnabrücker Zeitung.



Mit Spielspaß die Bibel zocken

Das Computerspiel „One of the 500“ will von Jesus erzählen und gerade auch Spieler ohne christlichen Hintergrund anziehen. Der anspruchsvolle Spagat soll sieben Millionen Euro kosten. | VON MICHAEL MÜLLER

Die einzige Möglichkeit, dass wir uns mit biblischen Inhalten auseinandersetzen, wäre, wenn wir sie zocken könnten.“ Das sagten Jugendliche zu Amin Josua bei einer Gruppenarbeit in der Schule. Der heute 31-Jährige schrieb damals als Theologiestudent an seiner Dissertation und forschte zu Kommunikationswegen, junge Menschen für das Evangelium zu begeistern. Das war der Moment, wo es bei Josua Klick machte. Er selbst hatte in seiner Jugend leidenschaftlich gerne Computerspiele gedaddelt. „Warum gibt es weltweit noch kein einziges Produkt im Gaming-Bereich, mit dem man auf einem hohen Qualitätslevel die Bibel erkunden kann?“, fragte er sich. „Das ist eine total verpasste Chance, das muss irgendjemand mal machen.“

Am 4. März stellt Josua stolz den Innovationspreis des Kongresses christlicher Führungskräfte auf die Bar-Theke des Wizeman-Space in Stuttgart. In diesem Gebäude, wo seine Start-up-Firma Lightword Productions ihr Büro hat, teilen sich mehrere Unternehmen die Räumlichkeiten. Diese sehen halb nach Werkstatt, halb nach lässigem Hipster-Treffpunkt mit Retromöbeln aus. Den Preis haben er und sein junges Team gerade für das Computerspiel „One of the 500“ gewonnen. Der Protagonist des 3D-Rollenspiels ist der 15-jährige Fischersohn Benjamin. Die fiktive Figur wächst zu Zeiten Jesu in Kapernaum auf, wo er in den Konflikt zwischen Römern und aufständischen Zeloten gerät. Der Entwicklungsprozess des Spiels, dessen Name an

einen Bibelvers (1. Korinther 15,6) angelehnt ist, befindet sich noch ziemlich am Anfang. Die Firma gibt es erst seit verganginem Oktober.

Das Team um Josua, das inzwischen auf mehr als 20 Mitarbeiter angewachsen ist, denkt aber groß: Bis zu sieben Millionen Euro soll die Spielproduktion kosten. Sie haben nicht nur Christen, sondern vor allem Spieler im Blick, denen die Berührungspunkte mit der Bibel bislang fehlen. „Wir wollen einen niederschweligen Einstieg in die Evangelien bieten. Deswegen muss das Spiel auch sehr viel Spaß machen“, sagt der 26-jährige Robin Zimmermann, der bei Lightword Productions als Spieleentwickler arbeitet.

Lügen oder lieber nicht?

Ein erster spielbarer Prototyp von „One of the 500“ bietet flüssige Bewegungen des Protagonisten Benjamin, der schon gehen, rennen, hüpfen und sich abrollen kann. Im Wasser hat er allerdings Probleme, weil die Physikeinstellungen des Programms noch nicht perfekt kalibriert sind. Der schwarzhaarige Wuschelkopf schwimmt nicht durch das Wasser, er spaziert lieber auf dem Boden des Sees Genezareth. Mit dem Joypad kann der Spieler den Fischerjungen, den er über die Schulter beobachtet, in alle Himmelsrichtungen schauen lassen.

Der Spieler kann sich frei entscheiden: Mischt er sich als Benjamin in den Konflikt zwischen Römern und Zeloten ein? Wie verhält er sich, wenn er den Haupt-

mann von Kapernaum trifft? Hilft er Menschen oder nutzt er sie aus? In Dialogen zu lügen und zu betrügen, bringt im Spiel weltliche Vorteile. An späteren Stellen können die Entscheidungen aber wie ein Bumerang negativ zurückkommen. Von den Taten Jesu erfährt der Spieler zuerst indirekt, indem er mit Menschen interagiert, deren Leben der Sohn Gottes berührt hat. Je länger das Spiel dauert, desto näher rückt aber auch eine mögliche persönliche Begegnung.

„Amin hatte genaue Vorstellungen, wie der fiktive Fischerjunge aussehen sollte“, erklärt die Concept-Art-Zeichnerin Anette Heydemann-Obradovic. Der Charakter sei ein Freigeist. Dementsprechend habe er auch eine Wuschelkopf-Frisur. Sie zeigt an ihrem Bildschirm die Entwürfe, wie sie den Jungen digital auf ihrem Computer-Pad gemalt hat. Ihre visuellen Umsetzungen schickt die 27-Jährige an das christliche Art-Studio Waouh nach Madagaskar, mit dem Lightword Productions zusammenarbeitet. Die Mitarbeiter bauen den Jungen als 3D-Figur zusammen und schicken ihn über das Internet zurück nach Stuttgart.

Heydemann-Obradovic war sich zuerst nicht sicher, ob das Studium der Audiovisuellen Medien das Richtige für sie ist. Jetzt ist sie hier für Concept- und 3D-Art des Spiels zuständig. „Wenn ich kein Vertrauen in Gott hätte, hätte ich das Projekt nie gemacht“, erzählt sie. Es sei „voll das Abenteuer“.

„Zufall“ ist ein säkulares Codewort für göttliche Fügung“, grinst Josua. Heydemann-Obradovics Orientierungsjahr





Schauen Sie sich das Video zum Interview mit Lightword Productions auf unserem YouTube-Kanal an.

bit.ly/oneofthe500



Das Lightword-Productions-Kernteam: Robin Zimmerman, Joel Meyer, Amin Josua, Benjamin Schnabel, Anette Heydemann-Obradovic

nach dem Studium wirke im Nachhinein so, als ob sie mit ihren Qualifikationen auf Lightword Productions gewartet hätte. Auch Kollege Zimmerman pflichtet bei: Alles, was er davor getan habe – sein Game-Development-Studium, seine vierjährige theologische Ausbildung –, sei ein Zeitschinden mit der Hilfe von Gott gewesen, damit er jetzt bereit für dieses Spielprojekt sei. „Jesus Christus ist für uns alle im Team der Mittelpunkt des Lebens. Ich sehe mich als Multiplikator des Evangeliums und will das in der bestmöglichen Form tun“, sagt Josua. Zimmerman erzählt: „Amin ist ein Theologe, der an der Uni studiert hat, ich habe ein theologisches Seminar besucht. In unserem Team ist einer aus einer Pfingstgemeinde, ein anderer kommt aus einer Freien evangelischen Gemeinde, wieder ein anderer ist gläubig, aber noch nicht getauft – wir sind komplett ökumenisch aufgestellt.“ Die theologischen Unterschiede seien sogar hilfreich bei der Entwicklung des Spiels, weil so viele unterschiedliche Einflüsse und Perspektiven zusammenkämen.

Das Team zeigt einen gezeichneten Planentwurf von Grundmauern. „Wir bauen gerade mit Hilfe von theologisch relevanten Funden so detailgetreu wie möglich Kapernaum nach“, erklärt Zimmerman. Archäologen fanden am Ort, wo Jesus gelebt hat, verschiedene Schichten aus den unterschiedlichen Jahrhunderten. In ihrem 3D-Nachbau gibt es bereits einige Gebäude und viele Pflanzen. Aber natürlich werde es auch ein wenig Fiktion geben, weil gar nicht mehr klar sei, wie es damals genau ausgesehen habe.

man. Das Team arbeitet gerade an einem Kampfsystem für das Spiel. Es soll defensiv orientiert sein. Körperlich sei der 15-jährige Protagonist den erfahrenen römischen Berufssoldaten unterlegen. Es gehe eher um die Vermeidung von Kämpfen. Wenn es doch zur Auseinandersetzung kommt, soll das Ausweichen und Ablenken im Mittelpunkt stehen. Damit besitzt „One of the 500“ zwar ein Alleinstellungsmerkmal. Aber im harten internationalen Konkurrenzkampf verlangen die Spieler gerade im Genre des 3D-Adventures nach Action.

„Die Spielmechanik soll bei uns eine religiöse Bedeutung bekommen.“

„Die Spielmechanik soll bei uns eine religiöse Bedeutung bekommen“, hofft Josua, der bei anderen christlichen Spielen beobachtet hat, dass das fast nie erreicht wird. Spielmechanik und die zu überliefernde Botschaft korrespondierten selten. „Wenn ich dir eine Jacke gebe, ist das eine mechanische Handlung ohne große Bedeutung. Aber wenn die Jacke meine Jacke ist, und ich gebe sie einem Mann, der bei minus 20 Grad kurz vor dem Erfrieren ist, dann ist die gleiche Mechanik extrem aufgeladen.“

Defensives Kampfsystem

Gleichermaßen christliche und nicht fromme Spieler zufriedenzustellen, ist der anspruchsvolle Spagat, den die jungen Entwickler versuchen. Zum Start haben sie dafür 300.000 Euro Förderung von der Evangelischen Kirche in Württemberg erhalten. „Jugendliche wollen nicht missioniert werden. Wenn sie merken, dass das Spiel nur dazu da ist, entstehen Abwehrreflexe“, sagt Zimmer-

Die angedachten sieben Millionen Euro Produktionsbudget klingen riesig, sind aber am weltweiten Markt orientiert. Lightword Productions strebt ein hybrides Finanzierungsmodell aus größeren Investoren und Crowdfunding von Interessierten an, die mit kleinen Beträgen das Projekt unterstützen. Josua will jetzt die zweite Finanzierungsstufe erreichen. Dann sollen die ersten beiden Spielerepisoden, an deren Handlung der Schriftsteller Titus Müller mitgeschrieben hat, produziert und veröffentlicht werden. Diese Kapitel finanzieren im Idealfall durch ihre Einnahmen die nächsten Episoden.

Momentan gibt es bei Lightword Productions viele Träume: Dass zum Beispiel die erste Episode von „One of the 500“ bereits in diesem Weihnachtsgeschäft erhältlich sein wird oder dass das Team neben dem Fischerjungen Benjamin auch eine weibliche Hauptfigur entwickeln kann. Greifbar ist jetzt auf jeden Fall schon die Begeisterung des Teams für das verheißungsvolle Projekt. ■



Freie Wahl: Der Spieler kann mit oder gegen die Römer arbeiten, Schafe hüten oder sie klauen (Bild oben).

Fotos: Lightword Productions

HOFFNUNG: STÄRKER ~~ALS ARMUT~~



Die Macht der Armut ist
groß, aber Armut hat
nicht das letzte Wort.
Jesuu, die weltweite
Gemeinde und du –
eine Verbindung,
stärker als Armut.

x

Coliver – Kenia



COMPASSION DEUTSCHLAND



Die Firma Philafrica will afrikanische Lebensmittel verarbeiten und heimische Bauern unterstützen

EIN VISIONÄR FÜR AFRIKA

Roland Decorvet hat eine Vision: Er möchte zeigen, dass soziale und spirituelle Verantwortung zu gutem wirtschaftlichen Handeln dazugehört. In seinem Unternehmen bringt er zwei sehr unterschiedliche Erfahrungen, die er gemacht hat, zusammen: als Spitzenmanager des größten Nahrungsmittelkonzerns der Welt und als Freiwilliger bei einer christlichen Hilfsorganisation. | VON STEFANIE RAMSPERGER

Es sind ungewöhnliche Nachrichten, die vor ziemlich genau fünf Jahren durch die einschlägige Wirtschaftspresse geistern. Die Neue Zürcher Zeitung schreibt damals: „Der Nestlé-Spitzenmanager Roland Decorvet wechselt zur Hilfsorganisation Mercy Ships. Decorvet wird ab Anfang Mai als freiwilliger Mitarbeiter die Verantwortung als geschäftsführender Direktor über das größte zivile Spitalschiff übernehmen, die Africa Mercy.“ In der Wirtschaftswelt liegen die Reaktionen irgendwo zwischen Unverständnis und Neid. Wie kann jemand, der sich 23 Jahre lang beim größten Nahrungsmittelkonzern der Welt ganz an die Spitze hochgearbeitet hat, den Traumjob als Manager für den chinesischen Markt hinwerfen – zugunsten einer Freiwilligenarbeit auf einem schwimmenden, christlichen Krankenhaus? Decorvet hat gleich mehrere Gründe, warum er den

„besten Job der Welt“, wie er sagt, an den Nagel gehängt hat: Seiner Familie und seiner Ehe habe die Arbeit nicht länger gutgetan. Er habe schon immer ein Faible für Afrika gehabt und im Übrigen habe er seinem Leben mehr Sinn geben wollen. So einfach klingt das bei dem 54-Jährigen. Mit der Entscheidung, Nestlé zu verlassen, muss er dennoch gerungen haben. „Viele Spitzenleute würden es, glaube ich, gerne so machen wie ich“, sagt er. „Aber das gefühlte Risiko, alle Sicherheiten und sein Standing aufzugeben, ist hoch.“ In schwarzem Anzug, hellgrauem Hemd, mit hohen Wangenknochen und einem modischen Henri-quatre-Bart kommt er souverän geschäftsmäßig, aber gleichzeitig sehr nahbar daher.

Im Jahr 2008 war Decorvet dem Stiftungsrat von Mercy Ships Schweiz beigetreten und seit 2011 im internationalen Vorstand der Organisation tätig. Er kennt die christliche Hilfsorganisation also gut, bevor er mit seiner Familie den festen Boden unter den Füßen verlässt und sich auf das einjährige Abenteuer auf See einlässt. Das beste Jahr überhaupt hätten er, seine Frau und die vier Töchter an Bord der Africa Mercy gehabt, sagt er: „Obwohl Sie sich sicherlich vorstellen können, was es für fünf Frauen bedeutete, plötzlich nur noch ein winziges Bad zu haben und maximal zwei Minuten am Tag duschen zu dürfen.“ Es sind gute Erinnerungen, das sieht man dem Schweizer an seinem Lächeln an.

Auch in dieser Zeit interessiert sich die internationale Presse für ihn. In einer großen Reportage in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung sagt er über die Operationen, die an Bord des schwimmenden Krankenhauses geschehen: „Wenn Sie das selbst erleben, werden Sie nicht mehr derselbe sein.“ Aus seinem christlichen Glauben macht er kein Geheimnis. Dem Manager Magazin antwortet er: „Ich halte es mit dem englischen Prediger John Wesley: ‚Verdiene so viel, wie du kannst, spare so viel, wie du kannst, und gib so viel, wie du kannst.‘ Niemand sollte sich

schämen, wenn er viel Geld verdient, solange sich das Unternehmen gut entwickelt und ethisch handelt.“ Tatsächlich stammt Decorvet aus einer Pastorenfamilie. „Seit sechs Generationen war bei uns jeder Pastor“, sagt er. Er selbst ist im Kongo aufgewachsen, wo seine Eltern den Einwohnern von Jesus Christus erzählten. „Ich bin kein Missionar, sondern ein Mann der Wirtschaft. Doch mich treibt dieselbe Frage um: Wie kann ich das Leben von Menschen positiv verändern?“

Lebenstraum wird wahr

Decorvet hat die Antwort für sich in Südafrika gefunden. Nach seinem Jahr auf der Africa Mercy hat er seinen Traum verwirklicht und mit Philafrica Foods ein Unternehmen gegründet, in dem er die Professionalität von Nestlé mit der Nächstenliebe von Mercy Ships verbinden möchte. Die Vision der Firma lautet: „Millionen von afrikanischen Menschenleben durch die Verarbeitung und Wertvermehrung lokaler Landwirtschaftserzeugnisse wirtschaftlich, sozial und spirituell zu beeinflussen und damit Afrika zu ernähren und Exporte zu erzielen.“ Decorvet sieht Afrika als riesige Anbaufläche für Nahrungsmittel. „60 Prozent des potenziell für Ackerbau nutzbaren Bodens ist in Afrika“, sagt er. Ein Großteil davon werde nicht oder nicht optimal bewirtschaftet. Das liege nicht an Wassermangel, denn etwa 20 Grad nördlich und südlich des Äquators gebe es genug Wasser. Selbst da, wo die Rohstoffe vorhanden seien, importiere der Kontinent aber massenhaft Lebensmitteln, weil die eigenen Erzeugnisse nicht verarbeitet werden könnten. Die Fabriken dazu fehlten, die Rohstoffe verrotteten. Hier setzt Philafrica an. Die Firma kauft bei möglichst vielen einheimischen Landwirten Rohstoffe wie Nüsse, Mangos oder Maniok und verarbeitet sie weiter, um sie haltbar zu machen. „Einer der größten Unterschiede zu meinem alten Job bei Nestlé: Je weniger Lieferanten es gab, desto besser. Wenn du nur zwei hast, kannst du sie gegeneinander ausspielen und die Preise drücken. Aber wenn wir sozial wirtschaften wollen, müssen wir es genau andersrum machen: Je mehr Lieferanten, desto besser, weil so Einkommen für viele Kleinbauern geschaffen werden.“ Die Zusammenarbeit mit den Lieferanten sei in Afrika unheimlich mühsam. Zuverläss-

sigkeit und Produktqualität gehörten zu den täglichen Herausforderungen seines Jobs. „Es wäre einfacher, die Produkte aus Europa zu importieren, aber das wäre überhaupt nicht nachhaltig“, sagt Decorvet und fügt hinzu: „Es ist sehr, sehr schwierig – aber ich habe Spaß dabei.“

Über chinesische Investoren, die sich Rohstoffrechte sicherten, ohne dass dabei etwas Nennenswertes für die Afrikaner herauspringe, ärgert sich Decorvet, der einst in China als „Geschäftsmann des Jahres“ ausgezeichnet wurde: „Die Chinesen schänden Afrika. Immerhin investieren sie in Infrastruktur.“

Mittlerweile ist Philafrica in mehreren afrikanischen Ländern tätig und hat 18 Fabriken zur Lebensmittelverarbeitung gebaut. 3.000 Mitarbeiter hat



Roland Decorvet: „Spirituelles Engagement bedeutet für mich, sieben Tage in der Woche ein christuszentriertes Leben zu führen, meinen Nächsten zu lieben und dort zu arbeiten, wo Gott mich haben möchte.“

Decorvet inzwischen eingestellt. Profite kommen langsam, aber stetig. „Wer mit langsamen, aber dafür nachhaltigen Gewinnen zufrieden ist, soll bei uns investieren“, sagt der Unternehmer. „Wer auf schnelle Profite aus ist, der ist bei uns falsch.“ Die verarbeiteten Lebensmittel werden auch exportiert, damit Devisen in die ansonsten armen Länder kommen. „Wir versuchen das umzusetzen, was Jesus uns aufgetragen hat: Liebe deinen Nächsten“, sagt Decorvet. Für ihn bedeutet das: Soziales Engagement sollte das 11. Gebot für einen Unternehmer sein. „Jede Entscheidung, die ich treffe, hat soziale Auswirkungen. Gewinne zu erzielen ist gut. Die Frage ist, was ich damit mache.“ ■

Der bescheidene Überflieger

Der Unternehmer Carsten Waldeck produziert Smartphones. Gleichzeitig warnt er seine Kunden davor, ihre Zeit nicht mit Handys zu verschwenden. Und wo andere Firmen auf schnellen Verschleiß setzen, will der Gründer von „Shift“, dass seine Käufer ihre Geräte möglichst lange behalten. Was steckt dahinter? | VON MARTINA BLATT

Seine Firma macht jährlich mehrere Millionen Euro Umsatz. Doch sein eigenes Gehalt sei „eher bescheiden“, erzählt Carsten Waldeck. Er überweise sich den Lohn eines normalen Mitarbeiters. „Wir wollen faire Gehälter zahlen, wir wollen nicht unterbezahlen – außer bei der Geschäftsführung vielleicht, also bei mir, meinem Bruder und meinem Vater“, sagt Waldeck mit einem Augenzwinkern.

Der Hesse aus dem beschaulichen Falkenberg mit nicht einmal 800 Einwohnern will den konventionellen Smartphone-Markt Schritt für Schritt umkrempeln. Der Großteil der 20 Mitarbeiter in Deutschland ist am Hauptsitz in Nordhessen tätig. Seine Firma „Shift“ baut modulare Smartphones. Das bedeutet, dass der Besitzer jedes Handybauteil einzeln austauschen kann: die Front- oder Rückkamera, das Display, den Akku, er kann zusätzliche Speicherkarten ergänzen und so fort. Nichts ist verschweißt wie bei vielen neuen Smartphones. Mit Hilfe von Anleitungsvideos der Firma schraubt der Kunde sein Gerät einfach auf, setzt ein neues Bauteil ein und kann somit sein Handy weiter nutzen. Er muss das Smartphone nicht entsorgen. Die Geschäftsführer investieren ihre Einnahmen nicht nur in die Entwicklung und Produktion, sondern auch in Projekte, die Nachhaltigkeit fördern sollen. Für 444 Euro bekommt man das aktuelle Economy-Modell „SHIFT5me“, 555 Euro kostet das Highend-Smartphone „SHIFT6m“.

Der Entrepreneur tritt leger auf. In einem graumelierten T-Shirt, lässigen anthrazitfarbenen Cargo-Hosen und mit einer Schiebermütze auf dem Kopf läuft Waldeck Ende Februar über den Parkplatz der Messe Karlsruhe. Waldeck hat hier auf einem Kongress für christliche Führungskräfte mit seinem Start-Up „Shift“ einen Infostand. Zuvor stellte er auf der weltgrößten Mobilfunkmesse „Mobile World Congress“ in Barcelona sein Unternehmen vor.

Der Firmenname „Shift“ steht für Veränderung: „Wir sind Menschen, die die Zukunft gestalten.“ Die Macher verzichten bei ihrer Produktion auf das umstrittene Erz Koltan, um das im Kongo ein gewaltvoller Konflikt zwischen bewaffneten Milizen entbrannt ist, der immer wieder Todesopfer fordert.

Der Hesse Carsten Waldeck hat mit seinem Bruder und Vater die Firma „Shift“ gegründet. Das Unternehmen baut sogenannte modulare Smartphones, bei denen der Nutzer Bauteile selbst austauschen kann.



Will jemand sein „Shiftphone“ trotz der Möglichkeit, Teile auszutauschen, loswerden, nimmt die Firma es zurück und recycelt die Bauteile: Dafür gibt es 22 Euro Pfand. So könne jeder einen kleinen Beitrag dazu leisten, die Schöpfung zu bewahren, erklärt der Unternehmer. Man nimmt es Waldeck ab, dass ihm das ein Herzensanliegen ist. Unternehmen mit ähnlichen Konzepten sieht er nicht als Konkurrenz, sondern als „Mitreiter für eine gute Sache“.

„Shift“ produziert, wie auch große Smartphone-Firmen, in China. Allerdings möchte die Firma ihren Arbeitern gute Bedingungen bieten – und arbeitet deswegen mit der Nichtregierungsorganisation „TAOS“ zusammen, die vor Ort faire Abläufe prüft. In Hangzhou, südwestlich von Shanghai, hat das deutsche Unternehmen eine kleine „Technologie-Manufaktur“ gebaut. Dort beschäftigt es zehn Mitarbeiter, die doppelt so hoch bezahlt werden wie der ortsübliche Branchenlohn, erklärt Waldeck. Seine Mitarbeiter in China seien krankenversichert, dürften nicht mehr als neun Stunden pro Tag arbeiten. Sonntags ruht die Produktion, die Umwelt solle nicht unter der Herstellung der Handys leiden. Das alles steht in dem „Shift Fair Production Manifesto“, das jeder Partner unterschreiben muss, der mit den Gründern zusammenarbeitet.

Die Produktion des ersten Geräts stand kurz vor Beginn schon vor dem Aus. Ein Partner wollte Vorgaben nicht einhalten, Waldeck hätte Kompromisse eingehen müssen. Unter anderem wäre der Akku nicht austauschbar gewesen. „Ich stand vor der Frage: Wird das Gerät nicht so, wie ich es versprochen habe?“ Das wollte er nicht. „Die Kunden haben es wie angekündigt gekauft. Es darf immer besser werden, aber es darf keine Abstriche geben. In Richtung Nachhaltigkeit schon gar nicht.“ Waldeck will „treu sein“ – in den kleinen und großen Dingen. „Da habe ich richtig gebetet.“ Nur durch besondere Begebenheiten und Begegnungen sowie die Zusammenarbeit mit „TAOS“ geriet Waldeck doch noch an einen Hersteller, der das Handy so realisierte, wie es sich der Unternehmer vorgestellt hatte.

„Dass es uns überhaupt gibt, ist ein Wunder“, sagt der 48-Jährige über die Gründung seiner Firma „Shift“. Für ihn stand und steht stets im Fokus, dass er sich mit der Firma von keinen In-vestoren abhängig macht. Das ist ihm dank Crowdfunding geglückt. „Shift“ ist dadurch frei von externem Einfluss. „Shift“ sei letztlich „Gottes Firma. Sie gehört ihm. Er ist unser echter Geschäftsführer. Wir sind nur die Verwalter.“

Große Meetings nicht ohne gemeinsames Gebet

1991 verbrachte Waldeck mehrere Monate in der Bibelschule „Capernwray Hall“ der Fackelträger-Bewegung im nordöstlichen England. Diese Zeit prägte Waldeck und seinen Glauben. Und dieser beeinflusst, wie der Unternehmer seine Firma leitet. Geschäftsentscheidungen bespricht er im Gebet mit Jesus. Alle Verantwortlichen im leitenden Bereich haben eine Gottesbeziehung, sagt der Gründer. Bei Hauptmeetings beten sie gemeinsam. „Auch mit den Leuten, die keine Christen sind. Die finden das nicht schlimm. Sie wachsen da so rein.“



Ausgefallene Warnung: Auf jedem „Shiftphone“ weist das Unternehmen darauf hin, dass Smartphones Zeittöter sein können. Die Nutzer sollten mit ihrer Zeit weise umgehen.

Waldeck ist ein Allrounder: Er liebt das Fliegen, ist Mitglied in einem Fliegerverein. Es war sein Kindheitstraum, Pilot zu werden. Vor Kurzem hat er seinen Flugschein gemacht und einen alten Zweisitzer-Motorflugdrachen gekauft. Bald möchte er seine Frau Deborah in der Maschine mitnehmen. Für die Begleitung über den Wolken fehlt ihm aktuell noch die Ultraleicht-Fluglizenz.

Darüber hinaus haben die Waldecks begonnen, sich in ihrer Gemeinde in der Jugendarbeit einzubringen. Zudem gibt es eine kleine „Shift“-Band, die in der Gemeinde spielt, berichtet Waldeck. Und auch im Konferenzraum des Unternehmens stehen mehrere Instrumente. Manchmal jammen die Kollegen zusammen. „Aktuell leider selten“, bedauert der Unternehmer. Er selbst beherrscht einige Instrumente. „Ich spiele das, was gebraucht wird. Am liebsten Schlagzeug, aber meistens spiele ich Gitarre.“

Zur Arbeit läuft er oder fährt mit seinem E-Roller, den er selbst entwickelt hat. Technik und Wissenschaft faszinieren Waldeck. Den Informatiker Alan Kay, Pionier in mehreren Bereichen der Informatik, etwa bei der Gestaltung grafischer Oberflächen, bezeichnet Waldeck als „einen der größten Erfinder unserer Zeit“. An ihm beeindruckt den Gründer besonders ein Punkt: „Er hatte den Mut, vor einer großen Mannschaft von Wissenschaftlern, die keine Christen sind, zu äußern, dass die krassen Ideen, die er bekommen hat, Geschenke von Gott sind.“ Auch seine Ideen sieht Waldeck als von Gott gegeben an.

Schon als Kind konnte Waldeck sich vorstellen, „etwas in Richtung Erfinder“ zu werden. Mit dem Tüfteln begann er früh. Sein Ideenreichtum brachte Waldeck vor ein paar Jahren einen besonderen Erfolg ein: Sein modularer Kamerakran „iCran“ wurde zum erfolgreichsten Crowdfunding-Projekt Deutschlands mit einer Finanzierung von mehr als 100.000 Euro. Er studierte Informationstechnik, Design und Philosophie. Während seiner Diplomarbeit zum Thema „iWorld“ wurde der amerikanische Technikkonzern Apple auf ihn aufmerksam. Das Unternehmen stellte dem damals Ende Zwanzigjährigen Entwicklerwerkzeuge für seine Abschlussarbeit zur Verfügung.

Heute liegt es dem Firmengründer am Herzen, guten Support und Service zu leisten und Versprechen zu halten. Ehrlichkeit soll herrschen: „Als kleines Familienunternehmen ohne Investoren haben wir ein klares Ziel: So viel Gutes zu tun, wie wir können, und dabei so wenig Schaden wie möglich anzurichten.“ Und vielleicht gerade deswegen warnt die Firma auf ihren Geräten: „Smartphones können Zeitfresser sein. Für dich gibt es heute kein größeres Geschenk als die nächsten 24 Stunden. Nutze sie weise. Menschen sind wichtiger als Maschinen.“ ■

Das bisschen Haushalt ...

Eine Mutter ist auch nur ein Mensch, der Anerkennung und Wertschätzung braucht. Die Bibel steht auf der Seite berufstätiger Mütter. Sie kann ihnen Kraft schenken und dabei helfen, ihr Leben besser in den Griff zu bekommen. | VON CLAUDIA BECKER



Haushalt, Familie, Job: Frauen, die alles unter einen Hut bringen müssen, sollten sich Bibel-Auszeiten zum Auftanken gönnen

Neulich in Deutschland, frühmorgens im Bad. Die Sonne ist noch längst nicht aufgegangen. Und die Augen wollen auch nicht. Aber dann blinzelst du gegen die Müdigkeit und öffnest sie einen Spalt – und bist geschockt: Wer ist dieses übernächttige Wesen in meinem Spiegel?

Du bist das! Mutter, die du gestern wieder mal viel zu lange Blusen gebügelt, Fußballschuhe geputzt und nach dem neuen Klavierlehrer gegoogelt hast, statt rechtzeitig schlafenzugehen. Und jetzt, während du überlegst, wie du die schwarzen Augenringe kosmetisch bearbeiten kannst, weil du gleich einen wichtigen Termin hast, steht auch schon die Tochter vor der Badezimmertür und beschwert sich, dass du Müsli mit Rosinen gekauft hast.

Neulich in Deutschland. Spätabends im Kinderzimmer. Mittags im Meeting. Überall offenbart sich, was viele nicht wirklich wahrhaben wollen. Weil es so gar nicht passt in das Hochglanzbild von der strahlenden Frau im engen Businesskostüm, die in der einen Hand das Smartphone hält und in der anderen das adrette Kind. Weil es so gar nicht passt zu all diesen Schönheiten, die uns auf Magazinen und in Werbespots weismachen wollen: Muttersein und Beruf? Alles easy! Wirklich?

Deutschlands Mütter sind erschöpft. Dafür spricht nicht zuletzt die zunehmende Zahl von Frauen, die eine Kur des Müttergenesungswerks in Anspruch nehmen: Waren es 2011 noch 39.000, lag sie 2017 bei 48.000. Und während 2003 noch 48 Prozent der Patientinnen auch wegen psychischer Störungen in Kur gingen, sind es heute 97 Prozent. Dabei reichen die Probleme von zermürbenden Selbstzweifeln über Schlafstörungen bis zum Burnout. Gut die Hälfte der Frauen leidet unter der Schwierigkeit, Beruf und Familie zu vereinbaren. 75 Prozent sagen, das Schlimmste sei der ständige Zeitdruck.

Kein Wunder. Denn auch wenn Mütter berufstätig sind – Kinder abholen, Hausaufgaben kontrollieren, Socken sortieren, diese wunderbaren Aufgaben bleiben weitgehend an den Frauen hängen. Das bisschen Haushalt! Dass viele Männer noch immer nicht begriffen haben, dass der Haushalt ein kräftezehrender Arbeitsplatz ist, den man sich gerecht teilen sollte, belegt die aktuelle Studie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung in Berlin (DIW). Weil Männer meist mehr Stunden am Arbeitsplatz verbringen als Frauen, bleibt die Hausarbeit weitgehend an ihnen hängen. In der Woche gleicht sich das aus. Mittlerweile wenden Mütter und Väter in dieser Zeit täglich gleich viel Zeit – rund elf Stunden – für Pflichtaufgaben im Beruf und zu Hause auf. An Sonntagen sieht das allerdings noch immer anders aus. Während die Männer rund vier Stunden Aufgaben im Haus und Garten nachgehen, sind es bei den Frauen sechs Stunden. Diese Werte betreffen Paare mit und ohne Kinder.

Frauen leiden unter ihrem Perfektionismus

Für Mütter und Väter, die Kinder zwischen null und sechs Jahren haben, sieht es schon ganz anders aus. Knapp zwölf Stunden wenden diese Mütter am Sonntag für Kindererziehung und Haushalt auf. Die Väter sind damit nur acht Stunden beschäftigt. Dass Mütter mehr arbeiten als Männer, bestätigt eine aktuelle Untersuchung der Familienforschung im Statistischen Landesamt Baden-Württemberg. Sie kommt zu dem Ergebnis, dass Väter im Schnitt täglich 13,5 Stunden arbeiten, Mütter 16 Stun-

den. Mehr Kinderbetreuungsangebote, flexiblere Arbeitszeiten, Homeoffice – all das könnte die berufstätigen Mütter entlasten. Doch wer auf politische Entscheidungen setzt, kann lange warten. Dabei stellt sich ohnehin die Frage, ob sie das Leben der Mütter wirklich verbessern würden. Denn Mütter, das ist die bittere Wahrheit, machen sich das Leben auch selber schwer.

Frauen leiden unter ihrem Perfektionismus, den hohen Ansprüchen, die sie an ihre beruflichen und familiären Leistungen stellen. Und tatsächlich ist der Erwartungsdruck von außen enorm. Eine Mutter, die in Teilzeit arbeitet, muss oft vor Kollegen ihren Output rechtfertigen. Nicht wenige Mütter leisten mehr, als sie müssten, damit sie bloß nicht den Eindruck erwecken, in ihrem Beruf nicht so gut zu sein wie jene, die nach acht Stunden nach Hause gehen.

Aber Frauen machen sich auch gegenseitig das Leben schwer. Da fühlt sich die Mama, die morgens in eine Kanzlei oder eine Arztpraxis geht, der Nachbarin überlegen, die „nur“ zu Hause arbeitet. Da lästert die Hausfrau über die Berufstätige und fragt, warum die sich überhaupt Kinder angeschafft hat, wenn sie die doch die ganze Zeit von Fremden betreuen lässt.

Hört auf damit!

Ob es die Perfektionsfalle ist, die Erwartungsfalle oder der Konkurrenzkampf: Die Bibel bietet eine ganze Reihe von Wegen, sich aus diesen energieraubenden Verstrickungen zu befreien. Denn genau das ist es doch, womit Frauen haushalten müssen: mit ihren Kräften. Die Bibel aber kann gerade Frauen und Müttern Kraft schenken und ihnen helfen, ihr Leben besser in den Griff zu bekommen. Das fängt schon damit an, dass sie auf der Seite der berufstätigen Mutter steht.

„Lob der tüchtigen Hausfrau“ betitelt die Luther-Übersetzung die im Buch der Sprüche (Kapitel 31,10–31) zu lesende Huldigung an eine aktive, mitten im Leben stehende Frau. Hier wird das Ideal einer „Hausfrau“ beschrieben, deren Wirkungsbereich aber weit über die häuslichen Grenzen hinausreicht, und die sich als Frau zu erkennen gibt, die einer Erwerbstätigkeit nachgeht. Die „tüchtige Hausfrau“ betreibt neben ihren hauswirtschaftlichen Pflichten Handel, verdient gutes Geld, von dem sie sich einen eigenen Acker kauft und einen Weinberg bepflanzt. Und ihre Söhne sowie ihr Mann loben sie ohne Ende. Kein Wort findet sich hier davon, dass diese geschäftstüchtige Frau nicht weiblich wäre, ihre mütterlichen Pflichten vernachlässigen, dem Mann den Rang streitig machen würde. Nein. Nur Anerkennung.

So klang Emanzipation vor 2.500 Jahren. Wie gut heute die Erkenntnis tut, wenn Frau manchmal die Frage plagt, ob es nicht doch besser wäre, sich ausschließlich der Familie zu widmen. Wie motivierend das für ihr Umfeld ist, sie für ihr Engagement zu achten, ihr keine Vorwürfe zu machen und sie stattdessen zu unterstützen, wo es nur geht.

Eine Mutter ist schließlich auch nur ein Mensch, der Anerkennung und Wertschätzung braucht. Darüber hinaus braucht sie noch etwas: Die Zusicherung, dass weniger mehr sein kann. Nein! Für die Kitaparty muss nicht jeder Muffin ein Überraschungskuchen sein, auf dem Nele, Emil und Jonathan in Zuckerschrift ihre Namen finden. Und Ja! Auch der zwölfjährige Sohn kann die Handtücher zusammenlegen. Und wenn sie dann nicht Kante auf Kante im Schrank liegen, ist das wunderbar, weil das die Mama daran erinnert, dass sie sich in dieser Zeit ausruhen durfte.

Ausruhen. Kräfte schöpfen. Zu sich kommen. Die Bibel macht das geradezu zur weiblichen Pflicht. Der im Lukasevangelium beschriebene Besuch Jesu bei seinen Freundinnen Maria und Martha bringt es auf den Punkt. Während Martha im Haus wirbelt, um ein tolles Essen auf den Tisch zu bringen, sitzt ihre Schwester Maria zu Jesu Füßen. Martha beschwert sich bei Jesus über ihre vermeintlich untätige Schwester. Aber Jesus verteidigt Maria, die keinesfalls nur herumsitzt, sondern genau das Richtige tue, wenn sie ihm zuhört.

Mütter brauchen Auszeiten

Dass Martha eine so gute Gastgeberin war, hat Jesus sicher genossen. Sie ist nur eine von mehreren Frauen, die sich darum gekümmert haben, dass Jesus und die Jünger auch kulinarisch gut versorgt waren, und sie erfüllten damit eine unschätzbare wichtige Rolle. Offenbaren sie doch, wie nah Jesus den Menschen war, wie sehr er selbst Mensch war, der Gesellschaft, Wein und gutes Essen mochte. Martha ist aber auch der Typ der Hausfrau, die es zu gut meint und dabei vergisst, worauf es auch ankommt: Etwas für den Geist und die Seele zu tun. Das innere Haus aufzuräumen. Sie erinnert uns daran, dass der Mensch nicht vom Brot allein lebt und Mütter auch dann gute Mütter sein können, wenn sie nicht herumwirbeln, sondern einfach nur mal herumsitzen. Wenn sie achtsam sind für das, was schön im Leben ist, für die Amsel, die im Garten singt, die Rose, die ihre erste Knospe entfaltet. Für die Botschaften, die Tiere und Pflanzen uns schenken, von Gottvertrauen und der Zusage, dass wir uns nicht ständig Sorgen machen sollen.

Mütter brauchen Auszeiten. Zeiten für sich. Wie viel Kraft sich aus dem vorübergehenden Ausflug aus dem Alltag schöpfen lässt, zeigt das Magnificat der Maria. Jenes Loblied, das sie im Lukasevangelium anstimmt, als sie, gerade schwanger, nach ihrem langen Fußmarsch ins entfernte jüdische Bergland ihre ältere Verwandte Elisabeth trifft, die ebenfalls auf wundersame Weise ein Kind erwartet. Eigentlich müsste Maria nach der langen Reise erschöpft sein. Aber sie bricht in einen Jubel aus, der einzigartig ist in seiner Emotionalität, weil er nicht nur von der Begeisterung über ihre persönliche Situation als werdende Mutter zeugt, sondern auch Gott als den besingt, der für soziale Gerechtigkeit sorgt.

Maria zeigt an dieser Stelle noch etwas: Wie wichtig es für Frauen ist, Freundschaften zu anderen Frauen zu pflegen, weil Frauen eine eigene Art haben, die Welt zu betrachten. Während Josef und Zacharias eher verwirrt auf die Nachricht reagierten, dass sie Väter werden sollen, bestärkten sich Maria und Elisabeth in ihrem unglaublichen Mutterglück. Vielleicht sind Frauen wirklich emotionaler als Männer, vielleicht sind sie manchmal auch naiv. Vielleicht sind sie manchmal einfach nur vertrauensvoller, was die Zukunft betrifft. In Krisensituationen jedenfalls kann kaum etwas bestärkender sein als die bedingungslose Zuversicht einer Freundin, die daran glaubt, dass alles wieder gut wird.

Zuversicht! Gute Stimmung! Harmonie! Jeder weiß: Wir können noch so ausgebrannt sein – aber ein liebes Wort, ein freundliches Lächeln, eine kleine Geste der Zuneigung baut uns mehr auf als Yoga und probiotischer Joghurt zusammen. Wir wissen aber auch: Wenn wir nach einem langen Arbeits-Kinder-Haus-halts-Tag völlig am Ende sind, wollen wir nicht auch noch un-

nötige Konflikte austragen. Alle haben Stress. Auch der Vater. „Einer trage des anderen Last.“ Wenn wir das Gegenteil tun, stattdessen unserer schlechten Laune freien Lauf lassen, uns mit Vorwürfen überhäufen, wird alles nur immer schlimmer. Wie weitsichtig Jesus war, als er in der Bergpredigt fragte: „Warum siehst du den Splitter im Auge deines Bruders, aber den Balken in deinem Auge bemerkst du nicht?“

Selbstkritik. Großzügigkeit. Liebesbeziehung, die auch Freundschaft ist. Wenn wir das nicht haben, nützen uns auch keine neuen familienfreundlicheren Arbeitszeitmodelle oder Quotenregelungen. Für die Ringe unter den Augen jedenfalls, frühmorgens im Bad, gibt es kein effektiveres Kosmetikum als Partnerschaftlichkeit. ■

Claudia Becker arbeitet als Redakteurin für die Berliner Tageszeitung Die Welt. Die promovierte Historikerin ist verheiratet und Mutter von drei Kindern.



Foto: pro/Christoph Irton

Anzeige

STUDIUM UND MEHR.

5 Studiengänge für Leute, die etwas **bewegen wollen.**





Evangelische Hochschule
TABOR

- B.A. EVANGELISCHE THEOLOGIE
- B.A. PRAKTISCHE THEOLOGIE & SOZIALE ARBEIT
- B.A. BWL & CHRISTLICHE ETHIK
- M.A. EVANGELISCHE THEOLOGIE
- M.A. EVANGELISCHE GEMEINDEPRAXIS

www.eh-tabor.de

Leserreaktionen



pro-Lesertelefon
(0 64 41) 5 66 77 77

zu Leserreaktionen in pro 6/2018

Mehrere Leser kritisierten eine Rezension von Ulrich Parzany's Buch „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen“, in dem es auch um Homosexualität geht.

Zu den Leserbriefen, die das Wegdrücken des Homosexualitäts-Kapitels kritisieren, ist nur zu fragen: In welchen Welten wollen Parzany und seine Anhänger in dieser Beziehung leben? Ob sie es in Ländern aushalten würden, in denen gleichgeschlechtliche Liebe immer noch kriminalisiert ist? Und wie lange wollen sie mit diesen angeblichen biblischen Richtigkeiten hausieren gehen, ohne selbst betroffen zu sein?

Ulrich Palmer, Brande-Hörnerkirchen

zu „Rabenmutter – das musste ich mir einige Male anhören“

CDU-Chefin Annegret Kramp-Karrenbauer sprach im Interview über die „Ehe für alle“, Familie und die Kirche.

Zu jeder Ausgabe erreichen uns viele Leserbriefe und E-Mails. Aus Platzgründen können wir nur eine Auswahl davon in gekürzter Fassung abdrucken. Dies beinhaltet keine Wertung oder Missachtung.

Wir freuen uns in jedem Fall über Ihre Zuschriften. Und wenn Sie lieber telefonieren, wählen Sie die



Nummer unseres Lesertelefons. Anrufe zu dieser Ausgabe beantwortet pro-Redakteur Michael Müller.

Christliches Medienmagazin pro
Charlotte-Bamberg-Straße 2
35578 Wetzlar
leserbriefe@pro-medienmagazin.de
Lesertelefon: (0 64 41) 5 66 77 77
Telefax: (0 64 41) 5 66 77 33

Ihre Antworten waren für mich wenig überraschend, aber die Fragen von Frau Lutz haben mich ein bisschen enttäuscht. Die Handschuhe, mit denen sie die CDU-Chefin berührt hat, waren ausgesprochen weich. Ist uns wirklich uninteressant, was Frau Kramp-Karrenbauer von den deutschen Bischöfen denkt, die nach Aufforderung ihre Kreuze abnehmen? Auch wichtig wäre die Frage, ob sie weiß, dass christliche Flüchtlinge auch noch in Deutschland von anderen Flüchtlingen misshandelt, beleidigt, sogar geschlagen werden. Und wenn sie's weiß, was will sie dagegen tun?

Boris Kotchoubey, Tübingen

zu: „Unterwegs zu den Menschen“ und „Bis ans Ende der Erde“

In der Titelgeschichte ging es um verschiedene Facetten von christlicher Mission in der Geschichte und heute.

Der Artikel fängt gut an mit der Aussage von Michael Diener, dass „Mission (...) eine zentrale Zukunftsaufgabe der Kirche“ ist. Das ist auch meine Überzeugung und die Aussage gilt seit Anfang des Christentums (Matthäus 28, 18ff.). Dazu passt nicht, dass Diener zusammen mit Ulrich Eggers das Buch „Mission Zukunft“ herausgegeben hat. Darin kommen sehr unterschiedliche Autoren mit noch unterschiedlicheren Meinungen zu Mission zu Wort. Warum?

Der Missionsauftrag Jesu ist doch eindeutig! Leider geben die Herausgeber nun Abwechslern von der wahren Mission ein breites Leserspektrum. Schade! So kommt die Allversöhnung zu Wort, die ganz und gar unbiblisch ist, denn nur eine persönliche Entscheidung führt zu Gott. Bedauerlicherweise distanziert sich Herr Diener nicht eindeutig davon, wenn er sagt, dass er zwar selbst keine Allversöhnung lehre, aber er sie von „ganzem Herzen“ erhoffe. Ich stelle einmal mehr fest: die evangelikale Welt zerbröckelt unter anderem angesichts solcher Bücher.

Dirk Berger, Meckenheim

Bei „Unterwegs zu den Menschen“ wird die Messlatte für die Mission von Kirchenfernern in Industriegesellschaften viel zu hoch gehängt. Es wird leider nicht die große Bekehrung zu Christus erfolgen, wie im Römischen Reich, sondern es muss mit Kriterien des Marktes zu rechnen sein. [...]

Dabei gilt, dass 1 Prozent Erfolg bei den Kirchenfernern zu akquirieren, ein außergewöhnlich großer Erfolg ist. Dies aus dem Marketing zu wissen, ist meiner Meinung nach essentiell. Darum ist es auch sinnvoll, Kirchenferne mit herkömmlichen Marketingmethoden immer in den Predigten, Gemeindeblättern, Schaukästen etc. anzusprechen und dies als eine sehr langfristige Daueraufgabe anzusehen.

Eberhard Steinborn, Berlin

zu „Relotius ist ein Symptom linker Medienwelten“

Kolumnist Wolfram Weimer analysiert den „Fall Relotius“.

„Das Problem, dass weltanschauliche Verbohrtheit den Journalismus deformieren kann“, beschreibt Herr Weimer sicherlich richtig. Allerdings ist ihm in seinem Eifer ein Fehler unterlaufen, der ihm Anlass sein sollte, sich selber zu prüfen, wie weit Weltanschauung die Qualität seiner journalistischen Recherche deformiert hat:

Claas Relotius hat sich schwer unverantwortlich verhalten; den selbstlosen Flüchtling, der Bargeld fand, bei der Polizei abgab und nicht einmal Finderlohn haben wollte, hat er allerdings nicht „erfunden“, wie von Weimer behauptet. Den gibt es wirklich, wie die Aachener Polizei bestätigt.

Volker Roggenkamp, Münster

Anmerkung der Redaktion: Der Hinweis von Herrn Roggenkamp ist korrekt. Wir danken für die aufmerksame Lektüre und bitten den Fehler in dem Text zu entschuldigen.

DER BIBEL-ILLUSTRATOR

Den Namen Kees de Kort kennt nicht jeder. Doch wer auch nur eines seiner Bilder sieht, bei dem macht es meistens sofort Klick: In so gut wie jedem guten christlichen Haushalt gab und gibt es wohl, irgendwo, eine Bibelausgabe mit den Illustrationen des Holländers. Denn Kees de Kort hat die berühmten Bilder gezeichnet, die vor allem aus Kinderbibeln bekannt sind. | VON JÖRN SCHUMACHER

So zeichnete Kees de Kort die Geschichte von David, der zum König gekrönt wird



Kees-de-Kort-Bibeln gibt es mittlerweile in 65 Ländern. Für so manchen sind sogar die Bibelgeschichten in der Erinnerung aus Kindheitstagen eng verknüpft mit den bunten, eindringlichen, weil so einfachen Malereien des niederländischen Malers.

Sein Atelier liegt hinter seinem Wohnhaus in Bergen, einem gemütlichen kleinen Ort in Nordholland, nicht weit von der Nordsee entfernt. Den Raum, einen ehemaligen Schuppen, hat de Kort zu einem schicken Studio umgebaut, mit großen Fenstern im Schrägdach. Hier lagern seine Gemälde auf Leinwand, hier kann er in Ruhe an großen Tischen an den Bildern arbeiten. In einem Regal stehen nicht nur die vielen Ausgaben von Kees-de-Kort-Bibeln, sondern auch Literatur über Maler wie Vincent van Gogh Buchrücken an Buchrücken mit theologischer Literatur.

Erstes Bild zu „Jesus ist geboren“

De Korts Sohn Hjalmar unterstützt seinen Vater seit vielen Jahren bei der Arbeit. Auch er ist Maler. Der zweite Sohn ist Dozent für Malerei geworden. Noch immer mag de Kort seine eigenen Bibel-Illustrationen, und er steht dazu. Noch immer findet er seinen Ansatz, die Geschichten der Bibel mit möglichst einfachen Bildern zu begleiten, richtig. Wie es zu den ersten Bibel-Bildern kam, erzählt der 84-Jährige, an seinem Maltisch sitzend, die Beine übereinandergeschlagen, voller guter Erinnerungen:

In den Sechzigerjahren wollte die Niederländische Bibelgesellschaft eine Bi-



Kees de Kort: Mit 84 Jahren malt er immer noch jeden Tag

Foto: ppo / Jörn Schumacher



bel in einfacher Sprache herausbringen. Dementsprechend schrieb sie einen Wettbewerb aus für die Illustrierung des Buches. Mehrere Künstler reichten ihre Werke ein, erinnert sich de Kort, und eine große Jury musste entscheiden, wer den Zuschlag bekommen sollte. „Das waren wichtige Personen aus dem ganzen Land, dazu gehörten Theologen und Psy-

dezu ikonisch für viele Menschen auf der Welt werden. Seither erinnern sich immer noch viele Kinder und auch Erwachsene zuallererst an die manchmal etwas rundlichen Menschen in bunten Gewändern aus seinen Zeichnungen, wenn sie an bestimmte Bibelgeschichten denken. „Es gab auch einige Leute, die meine Bilder nicht so mochten“, erzählt der Maler.

trichter nicht zu kompliziert sind. „Denn die Zielgruppe waren Menschen mit geistiger Behinderung“, sagt de Kort. Die Texte sollten in einfacher Sprache verfasst werden, also Sprache, die auch Kinder und sprachbehinderte Menschen sofort verstehen können. Darum war es dem Illustrator wichtig, die Personen auf den Bildern in einer Ebene abzubilden. Es gibt daher kaum perspektivische Tiefe. Ein wenig erinnert das an die Abbildungen der alten Ägypter. Und tatsächlich befasste sich de Kort damals intensiv mit Hieroglyphen sowie mit den Zeichnungen der alten Völker Mesopotamiens. Denn Kinderzeichnungen seien im Grunde genauso konstruiert. Dass er selbst zwei kleine Kinder hatte, habe



Das war die erste Illustration von Kees de Kort für die Niederländische Bibelgesellschaft: Maria und Josef auf dem Weg nach Bethlehem

chologen.“ Er hebt seinen Arm und umreißt einen Kreis: „25 bis 30 Leute standen damals um den Tisch herum und begutachteten die Zeichnungen.“ Lachend fügt er hinzu: „Viel zu viele, wenn man mich fragt!“

Die anderen Künstler reichten meistens fünf oder sechs Zeichnungen ein; er selbst habe an einem Abend ein einziges Bild gemalt: Josef und Maria, die nach Bethlehem gehen. Die Experten-Kommission entschied sich für de Kort. Von da an sollte die Kees-de-Kort-Bibel gera-

„Ein paar Ordensschwester aus Island meldeten sich und meinten, ich sei wohl nicht ganz gesund.“

Seine allererste Zeichnung mit Maria und Josef kam in sein erstes Buch, das den Titel „Jesus ist geboren“ trug. Es war in den Niederlanden sehr erfolgreich. Zeitungen schrieben sehr positive Kritiken, erinnert sich de Kort, auch im Fernsehen wurde berichtet.

Wichtig war damals, Bilder zu schaffen, die für den Be-



ihm damals sehr geholfen, sagt de Kort. Er schaute genau hin, welche Kleider die Menschen damals trugen, einmal zog er sogar selbst einen Kaftan an. Auch das Land Israel und seine Landschaft und Häuser studierte er genau.

„Das ist doch Chagall!“

Als künstlerische Vorbilder nennt de Kort Rembrandt van Rijn, Emil Nolde und Marc Chagall. Aber er betont sofort: „Ich mag es, meinen eigenen Weg zu suchen.“ Tatsächlich erinnern viele Bilder des Holländers an den Maler Chagall. De Kort ist mit dem Vergleich allerdings nicht ganz einverstanden. „Viele sehen meine Bilder und sagen: Das ist doch Chagall! Dann sage ich ihnen: Hört mal, ihr habt wohl noch nie Chagall-Bilder gesehen!“

Dass seine Bilder in den Bibeln weltweit so eine große Verbreitung finden, freut ihn bis heute sehr. Einmal habe er in Wien direkt neben dem Stephansdom eine Buchhandlung entdeckt, in deren Schaufenster alle seine Bilderbücher standen. „Das hat mich schon beeindruckt“, sagt de Kort.

Auch in Jerusalem gab es ein Schaufenster mit seinen Büchern, sein Sohn habe ihm davon ein Foto geschickt. „Das war schön.“

Auf die Frage, ob er selbst gläubig sei, antwortet er ohne zu zögern: „Ja, sehr,

das kann man so sagen“, er schiebt aber genauso schnell hinterher: „Aber auf keinen Fall fundamentalistisch!“ Den Ansichten mancher Evangelikaler, die derzeit auch in Holland öffentlich diskutiert würden, etwa dass Homosexualität Sünde sei, könne er nichts abgewinnen. Auf die Frage, was ihm denn beim Glauben wichtig sei, sagte der Illustrator: „Menschlichkeit und dass alle gut miteinander umgehen. Und dass man irgendein Ziel im Leben hat.“ Manchmal denke er an das zurück, was ihm in Sachen Glauben in seiner Kindheit mitgegeben wurde. Aber nachdenklich fügt der Maler hinzu: „Das ist mir heute weniger wichtig.“ Ihm sei aber natürlich bewusst, wie sehr seine Arbeit stets vom Christentum inspiriert sei. Doch Offenheit und Tole-

ranz im Glauben anderen Denominationen gegenüber ist dem Holländer besonders wichtig. „Ich gehe in einen protestantischen Gottesdienst genauso wie in einen katholischen. Das macht mir nichts aus.“

Stolz war er, als Vertreter des Vatikans zu ihm kamen und zehn Bilder in Auftrag gaben. „Die Bilder wurden letztes Jahr mit einem Beamer an eine Wand projiziert. Wir waren in Rom. Hier saß ich, dort der Papst“, sagt de Kort, und zeigt in einem Buch Fotos von dem Event. Und wieder murmelt er: „Das war sehr schön.“

Die Niederlande seien allgemein eher atheistisch geworden, stellt der Maler fest. Was auch bedeute, dass sich die Menschen weniger für seine Bibel-Bilder interessieren. „Du malst ja immer nur die Bi-





Nach Markus 16,6 sagte ein junger Mann im weißen Gewand zu den Frauen, die zum Grab kamen: „Ihr sucht Jesus von Nazareth, den Gekreuzigten. Er ist auferstanden, er ist nicht hier.“

bel“, sagen sie manchmal. Dann verweist der Künstler auf seine anderen Bilder. Die von den Schweinen etwa. Ein Sujet, das ihm besonders am Herzen liegt. „Wenn die Leute meine Schweine-Bilder sehen, finden sie die auch gut“, sagt de Kort und schmunzelt. Warum gerade Schweine? Das habe mit seinen Erinnerungen aus der

Kindheit zu tun, erklärt er. Die Nachbarn damals waren Bauern und hatten Schweine. „Da haben wir oft von dem Fleisch etwas abbekommen.“

De Kort, dem weltbekannten Bibel-Illustrator, ist es wichtig, nicht auf seine Bibel-Arbeiten reduziert zu werden. „Ich bin ja Künstler und ich male auch andere

Sachen. Das ist auch wichtig.“ Und weiter: „Ich bin 84 Jahre alt, aber ich male noch immer, jeden Tag.“ Farbe und Pinsel seien nun mal für ihn die besseren Werkzeuge als Worte, um sich mitzuteilen. Dass er aber vor allem berühmt wurde, weil er die Bibel-Bilder gemalt hat, findet er gut. „Ich habe es nie bereut.“ ■

Anzeige

OPEN DOORS TAG 2019

FURCHTLOS

1. Juni 2019
10.30–17.30 UHR
dm-arena Karlsruhe

OPEN DOORS TAG

Mit persönlichen Berichten von verfolgten Christen. Ermutigen Sie Ihre Geschwister in ihrer Not!
www.opendoors.de/odtag

OPEN DOORS KINDERTAG

Mit spannendem Programm für Kinder von 3–6 und 7–12 Jahren
www.opendoors.de/kindertag

LOBPREIS- UND GEBETSABEND

31. Mai 2019
16.00–22.00 Uhr
dm-arena Karlsruhe
www.opendoors.de/lobpreis-gebet



OpenDoors

Im Dienst der verfolgten Christen weltweit

Sie studiert Jura und macht Musik: Der persönliche Glaube spielt in Adina Mitchells Kunst eine wichtige Rolle. Die Texte auf „Eine Welt erfinden“ stammen sowohl von der 20-jährigen Sängerin selbst als auch aus der Feder von Produzent Florian Sitzmann. „Wenn sie singt, kommt bei mir immer etwas an“, sagt der Professor für Musikproduktion an der Popakademie Mannheim.



INDIE-POP MIT TIEFGANG:

ADINA MITCHELL

Mit ihrer Musik will Adina Mitchell gerade jungen Menschen zeigen, dass der Glaube an Gott nicht an starre Formen wie die einer bestimmten Kirche gebunden ist. Die Sängerin und ihr Produzent Florian Sitzmann, Keyboarder bei den „Söhnen Mannheims“, sprechen im Interview über ihre neue CD „Eine Welt erfinden“ und Unterschiede zwischen der säkularen und der christlichen Musikbranche. | DIE FRAGEN STELLTE

MARTINA BLATT

pro: Mit „Eine Welt erfinden“ haben Sie Ihr Debütalbum herausgebracht. Was charakterisiert dessen Musik?

Adina Mitchell: Ich mache Indie-Pop und der ist eigenwillig. Inhaltlich ist die Musik mitten aus dem Leben eines jungen Menschen gegriffen. Ich habe eine spirituelle Dimension in meiner Musik. Ich glaube an den Schöpfer und an Jesus Christus, der auch Inspiration ist.

Warum haben Sie sich entschieden, über Ihren Glauben zu singen?

Mitchell: Das war keine Entscheidung, sondern ein natürlicher Prozess. Mein Glaube bildet die Grundlage meines Lebens. Da

ist es nur authentisch, dass sich das in meinen Texten widerspiegelt. In meiner Musik geht es um die gleichen Themen und Fragen, wie sie auch bei Künstlern, die sich vielleicht nicht von Jesus inspirieren lassen, zu hören sind – nur eben mit einer spirituellen Dimension, die mich ausmacht..

Welche Botschaft wollen Sie Jugendlichen mitgeben?

Mitchell: Ich will junge Leute ansprechen und ihnen weitergeben, dass der Glaube und die Wahrheiten, die ich sehe – unabhängig von Systemen, Institutionen und Religion –, etwas Wunderschönes, etwas Begeisterndes und sehr Lebendiges sind. Ich möchte andere ermutigen, selbst zur Bibel zu greifen und auf



Schauen Sie sich das Video zum Interview mit Adina Mitchell und Florian Sitzmann auf unserem YouTube-Kanal an.

bit.ly/adinamitchell

Foto: pro/Martina Blatt

Entdeckungsreise in Gottes Wort zu gehen, um ihren individuellen Glauben zu finden, eine persönliche Beziehung zu Jesus und ein authentisches Leben führen zu können.

Herr Sitzmann, Sie haben das Album produziert und Lieder geschrieben. Wie wurden Sie auf Adina Mitchell aufmerksam?

Florian Sitzmann: In Karlsruhe gibt es das Weihnachtsmusical „Weihnachten neu erleben“. Das führt die evangelische Freikirche „ICF Karlsruhe“ auf. Es sind phantastische Produktionen, die Mitglieder der Gemeinde selber schreiben. Adina hat zweimal die Hauptrolle gesungen. Spätestens als ich es mir das zum zweiten Mal angeschaut habe, dachte ich: „Jetzt gucke ich nicht mehr länger zu. Wir reden und schauen, ob sich Interessen und Vorstellungen überschneiden.“ Wir sind ins Tonstudio gegangen und haben miteinander Musik gemacht. Das hat dann sehr schnell zu schönen Ergebnissen geführt.

Worum geht es in dem Lied „Letzte Zeilen“?

Mitchell: Ich habe kurz nach dem Abitur unerwartet meine beste Freundin verloren. Das war ein sehr harter Einschnitt in meinem Leben, weil ich gemerkt habe, dass ich ihr viele Dinge nie so gesagt habe, sie nie so wertgeschätzt und anerkannt habe, wie ich es hätte machen sollen. Ich war irgendwann an

dem Punkt, dass ich Gott gebeten habe, auf sie aufzupassen und ihr zu zeigen, wie sehr ich sie liebe.

Inwieweit haben Sie das durch das Texten verarbeitet?

Mitchell: Darum ging es natürlich auch. Nachdem ich den Text geschrieben habe, konnte ich wieder nach vorne schauen. Ich konnte das an Gott abgeben.

Herr Sitzmann, Sie sind in der christlichen und in der säkularen Musikbranche aktiv, feiern 2020 25-jähriges Jubiläum mit den „Söhnen Mannheims“. Wie unterscheiden sich die Bereiche?

Sitzmann: Die säkulare Branche ist natürlich mengen- und zahlenmäßig größer, christliche Musik ist eine Nische innerhalb des großen Ganzen. An der säkularen Welt gefällt mir, dass es viel mehr Projekte gibt, in denen es einfach um die Musik geht und Musik in sich selbst schon der Zweck des Ganzen ist. Natürlich ist es toll, in der christlichen Szene Musik mit einem Zweck zu machen, aber manchmal schränkt das schöpferisch stark ein. Man hat im Hinterkopf: Wir machen das, um die gute Nachricht von Jesus Christus oder ein anderes Thema zu bringen oder um Gott anzubeten. Dass Musik einfach existiert, weil Gott existiert, weil Menschen existieren, fällt manchmal hinten runter. Umgekehrt stelle ich im säkularen Bereich fest, dass es oft nur um Gefälligkeit geht. Man singt und textet wenig über Dinge, die wirklich etwas bedeuten.

Wie äußert sich das?

Sitzmann: So wie die Medienwelt im Augenblick gestrickt ist – Radios als reine Begleitmedien, Musikfernsehen fast nicht mehr existent, YouTube voll gedaddelt mit tausend Sachen – habe ich den Eindruck, man darf nicht mehr viel Tiefgründiges sagen. Es soll alles nur noch unterhalten. Sobald die Musik und die Texte jemanden zum Nachdenken anregen, ist dies oft schon eine Überforderung. Das genieße ich im christlichen Musikbereich sehr, dass inhaltliche Tiefe gewünscht ist.

Inwieweit wünschen Sie sich mehr Freiheit im christlichen Musikbusiness?

Sitzmann: Im christlichen Bereich gibt es seit längerem wahn-sinnig viel Worship. Dagegen ist nichts einzuwenden, aber es ist sehr monokulturell. Es gäbe meiner Meinung nach viel mehr Musikrichtungen und Kunststile.

Sie plädieren für mehr musikalische Vielfalt in Gottesdiensten. Wie sieht die aus und wo sehen Sie Chancen?

Sitzmann: Ich bin ein Verfechter davon, dass in der evangelischen Kirche Popmusik einziehen sollte, weil das auch nach draußen eine attraktive Wirkung hat. Die Musik sollte generationenübergreifend sein. Man muss sich das vorstellen: Gemeinden sind im besten Fall Läden, in denen 16-Jährige und 86-Jährige rein und raus laufen. Wo gibt es denn das? Das ist ein großes Geschenk. Es ist ein Wahnsinns-Reichtum, wenn es gelingt, dass sie alle zusammen demselben Typen zuhören, denselben Gott anbeten, gut miteinander umgehen können. Das darf sich für mich darin widerspiegeln, dass es im Gottesdienst einen superalten Choral, einen aktuellen Worship-Song und vielleicht noch etwas anderes gibt. Das spiegelt den Reichtum der Individualitäten in Gemeinden wider. Das vermisse ich ein bisschen. Ich kann diese Diskussion um Pop in der Kirche oder andere und neue Lieder nicht so klein führen nach dem Motto: Jetzt muss das Alte weg und das Neue muss rein. Alles hat seinen Platz.

Herzlichen Dank für das Gespräch. ■

Biblische Motive im 4 - Takt



Peter Maffay nutzt im Text seines Songs „Alles im Leben hat seine Zeit“ Anlehnungen an den christlichen Glauben

„Ja, es gibt ihn – und er schaut uns zu!“ Nein, als Florian Silbereisen diese Zeile sang, meinte er nicht einen seiner Millionen Fernsehzuschauer. Gott war im Spiel bei diesem Fernsehfest der Volksmusik. Eine Spurensuche nach dem Frommen in der Welt der Volksmusik und Schlager. | **VON UWE BIRNSTEIN**

Ich glaube an Gott, ich glaub daran! Ich bin ein Teil von seinem Plan!“, sang Florian Silbereisen zur besten Sendezeit mit treuherzigem Augenaufschlag im Ersten Deutschen Fernsehen. „Mal geht’s bergab, mal geht’s bergauf. Er passt schon auf mich auf!“

Das seltsam offene Glaubensbekenntnis passt zu Silbereisen. Der charmante Superstar der volkstümlichen Schlagerbranche gibt sich gern ein bisschen fromm. Bereitwillig lässt er sich auch hinter den Kulissen seiner Show filmen, wenn er inmitten des Studiotrubels vor seinem Auftritt ein Gebet spricht. Um kurz darauf vor Tausenden zu singen: „Hal-le-lu-ja, Ha-le-lu-ja – sind uns’re Girls nicht wunderbar? Drum Männer kommt, singt’s mit im Chor: Ha-le-lu-ja!“ Nicht nur Florian Silbereisen bedient sich frommer Themen. Manchmal scheint es, als seien Shows mit volkstümlicher Musik frömmel als das „Wort zum Sonntag“. Da singen Vincent und Fernando: „Glaube an Gott, wenn du mal Sorgen hast.“ „Die Schäfer“ bekennen: „Glaube ist, was die Seele nährt / Liebe, die uns von innen wärmt.“

Christliche Botschaft oder Gefühlshascherei?

So viele Menschen die volkstümliche Musik und ihre Botschaften mögen, so viele rümpfen auch die Nase. Je gebildeter jemand ist, desto kritischer fällt sein Urteil oft aus. Kitsch und Kommerz gingen eine unselige Verbindung ein, klagen viele. Andere bemängeln das Vorgaukeln einer heilen Welt, die es so gar nicht gebe. Doch das braucht ja kein Grund zu sein, volkstümliche Musik zu verdammen: „Wir müssen aufhören, über Volksmusik und Schlager nur die Nase zu rümpfen“, wünscht sich etwa der Greifswalder Praktische Theologe Michael Herbst

und weist darauf hin: „Die Menschen, um die es uns um Jesu willen gehen muss, hören nun einmal eher Florian Silbereisen und Howard Cependale.“

Könnten die Kirchen also froh sein, dass die christliche Botschaft durch Schlagerstars verkündigt wird? „Das wäre ein Fehlschluss“, meint die Dortmunder Musikprofessorin Mechthild von Schoenebeck, „es geht in den volkstümlichen Schlagern nicht um Glauben, sondern um bestimmte Zeichensysteme, die allesamt mit Heimat zu tun haben. Das ist nicht mehr als Oberfläche und Projektion. Wenn deutlich würde, dass Glaube auch Verantwortung bedeutet, würden diejenigen sofort aussteigen, die nur Bequemlichkeit, Rückzugsgebiet und Projektionsflächen für ihre Wünsche suchen.“ Die Erforschung der populären Musik, insbesondere des Schlagers, gehört zu den Fachgebieten von Schoenebecks. Vor einigen Jahren führte sie an der Universität Dortmund eine wissenschaftliche Untersuchung dazu durch. An ein Lied des Duos Judith und Mel erinnert sie sich, „Nordlicht am Himmel, vom Herrgott gemacht“. „Da wurde das Nordlicht als Zeichen für das Numinose, für göttliche Einflüsse gesetzt“, erklärt von Schoenebeck, „das war’s dann aber auch schon.“ Und sie erinnert sich an viele Texte, die sich um Maria drehen: „Da gab’s irgendwelche Madonnenstatuen am Gardasee, die besungen wurden. Aber auch nur als wundertätig oder als Zufluchtsort, nie ging es wirklich um Glaubensfragen oder Glaubenssätze.“

Die Bibel wirkt

Etwas ernsthafter geht es in der deutschsprachigen Popmusik zu, zum Beispiel bei Peter Maffay, Jennifer Rostock oder Xavier Naidoo. Mit volkstümlicher Musik haben sie nichts am Hut. Sie

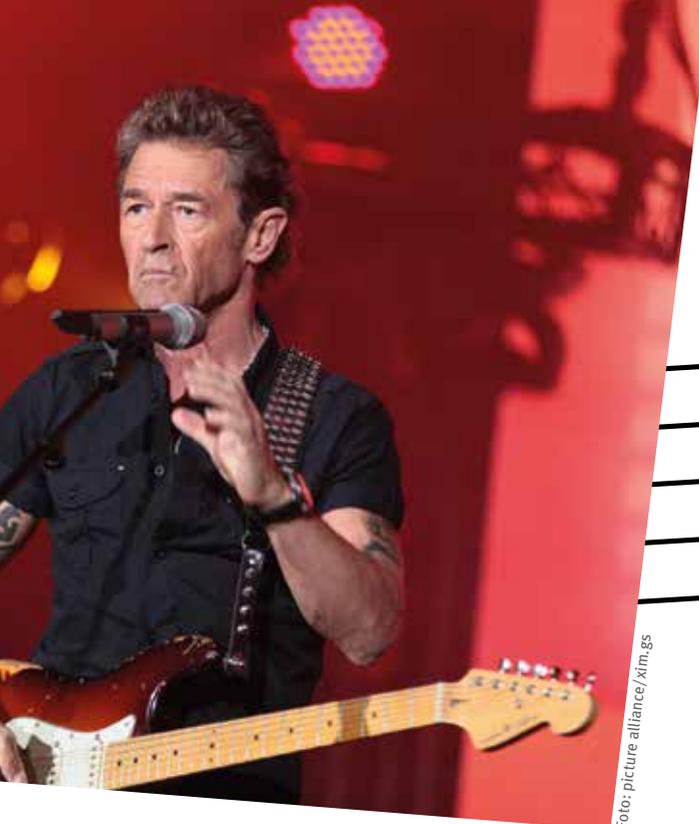


Foto: picture alliance/xim.gs

**Es gibt diesen Trost und die Zuversicht
Es gibt die Sonne und im Dunkeln das Licht
Es gibt die Hoffnung, die Leben erhellt
Es gibt den wahren König der Welt
Er ist die Kraft und die Ewigkeit
Denn nur er besiegt für alle Zeit die Zeit.**

rocken eher, als dass sie schunkeln. In die Schatzkiste biblischer Motive greifen aber auch sie gerne und ungeniert. „Alles im Leben hat seine Zeit: zu schweigen, zu reden, allein und zu zweit“, singt Peter Maffay, als zitiert er die berühmten Verse aus dem dritten Kapitel des Predigerbuches. In der Mitte des Songs setzt er mit den Zeilen „Es gibt den wahren König der Welt ...“ noch eine Art Bekenntnis dazu.

Der Song zieht unzählige Zuhörer in den Bann, auch Kinder – denn er ist eingebettet in das Tabaluga-Musical. Eine Unplugged-Version von Maffay mit Band beim NDR wurde von einer halben Million Usern angeliebt. Solche Zugriffszahlen bleiben für Interpreten der christlichen Musikszene unerreichbar. Maffay nutzt immer wieder Anlehnungen an die Bibel. In einem seiner Songs fragt er: „Wer wirft den ersten Stein?“; in einem anderen dankt er Gott: „Du gabst mir alles, was ich hab’, gabst den besten deiner Söhne für uns hin.“ Bei Maffays letzter Tournee gehörte das Lied „Halleluja“ zum Programm: „Der erste Schritt wird uns befreien. Halleluja. Es liegt an uns – Können wir verzeihen? Halleluja!“ Ein Lied mit demselben Titel singt – freilich mit spätpubertärem Protest-Habitus – Marius Müller-Westernhagen; doch hat er auch einfühlsame Lieder über Engel im Repertoire. Wieder anders Soul-Sänger Xavier Naidoo, der Jesus zitiert und erklärt:

Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach

Ich werde alles tun damit ich es gefügig mach

Ich halt mich tagelang wach,

um in der Bibel zu lesen

Wenn ich mein Heil gefunden hab,

dann hab ich Zeit zum Genesen

Auf seinem Album „Zwischenspiel – Alles für den Herrn“ zitiert Xavier Naidoo aus der Bibel



Foto: picture alliance/imageBROKER

Würden bekennende Christen es mit solchen Liedern jemals in die Medien oder auf große Bühnen schaffen, würden sie vermutlich als missionarisch belächelt: „Kannste nicht machen, sing lieber so allgemein von Liebe, sonst denken die noch, du willst sie missionieren.“

Nicht soviel Botschaft – wohl aber biblische Weisheiten und Sprichwörter nutzen viele andere Pop-Künstlerinnen und -Künstler in ihren Songs: „Mir steht das Wasser bis zum Hals“ (Jennifer Rostock); „Perlen vor die Säue“ (Samy de Luxe), „Tohuwabohu“ und „Sündenbock“ (Heinz Rudolf Kunze), „Die fetten Jahre sind vorbei“ (Berge). Aus den Titeln vieler Bands ließe sich ein Lexikon biblischer Redewendungen erstellen. Die Sprachmacht der Bibel ist ungebrochen und trifft immer noch des „Volkes Maul“, das Martin Luther jedem Prediger empfahl. Ob die Interpreten überhaupt wissen, dass ihre Songinhalte aus der Bibel stammen? Egal. Die Bibel wirkt.

Echte Gefühle und echte Jodler

Die bayerische Sängerin Angela Wiedl (52) allerdings setzt bewusst ihren christlichen Glauben ein. Die erfolgreiche Profimusikerin, ausgezeichnet mit dem „Echo“, tritt in vielen Kirchen auf. Ihr Programm ist eine gediegene Mischung aus seriöser Kirchenmusik und religiösen Schlagern mit Volksmusik-Flair. „Die Leute gehen gestärkt aus meinen Konzerten heraus. Viele weinen auch“, erzählt Angela Wiedl und fragt: „Warum sollte ich den Leuten nicht erzählen, dass ich glaube und dass es mir damit gut geht?“

Was das Publikum nicht weiß: Viele ihrer frommen Lieder stammen vom Komponistenduo Ralph Siegel und Bernd Meinunger. In der Schlagerbranche gehören sie zu den erfolgreichsten. „Ein bisschen Frieden“ und „Moskau“ gehören zu ihren Hits. Die Songs, die sie für Angela Wiedl schrieben, treffen deren Publikum ins Herz: ein bisschen Glaube, viele Heilige von Santa Maria bis Mutter Teresa, dazu Heimat, Berge und Sehnsuchtsmelodien – und ab und zu ein echter Jodler.

Vom Berg-„Halleluja“ zum Gott im Tal

Ein Jodler verhalf auch Barbara Dorfer zum Erfolg. Im Jahr 2005 gewann sie mit dem Titel „Berge im Feuer“ den begehrten „Grand Prix der Volksmusik“. Die hübsche Tirolerin war damals Mitglied der Gruppe „Psayrer“. Gefühlvoll und leicht unterwürfig legte sie sich bei Auftritten ihrem lederbehosten Duettpartner in die Arme und spielte das verliebte Madel von der Alm-wiese.

Das kostbare goldfarbene Dirndl, das damals ihr Dekolleté ins rechte Studioliicht rückte, hängt mittlerweile im Schrank. Denn Barbara Dorfer ist aus der Volksmusikbranche ausgestiegen. „Ich wollte dem Publikum nicht mehr einen Menschen vorgaukeln, der ich gar nicht bin!“ Viele Beobachtungen haben sie in ihrem Entschluss bestärkt. „Das Allerschlimmste ist, dass es

Kollegen gibt, die wirklich dasitzen und sagen: „Ich brauch jetzt ein Lied, da muss was mit Gott drin sein und mit Maria und das muss irgendwie kitschig klingen, weil darauf die Leute abfahren.““

Die Geschichten, die Barbara Dorfer aus ihrer Zeit in der volkstümlichen Szene erzählt, lassen die frommen Fassaden bröckeln. In ihren jetzigen Liedern ist die Tirolerin ehrlicher. Da geht es nicht nur um romantische Liebe, sondern auch um Trennungen und Lebensbrüche. Das echte Leben spielt eben nicht nur auf Berggipfeln, sondern auch in den Tälern. Vielleicht schaut Gott dort sogar besonders und viel lieber hin als zum Berg-„Halleluja“ im Vier-Viertel-Takt. ■

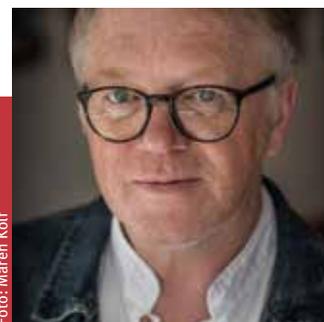


Foto: Maren Kolf

Der evangelische Theologe **Uwe Birnstein** (57) arbeitet als freier Journalist und Publizist für viele Medien, u.a. für den Bayerischen Rundfunk. Er veröffentlichte mehrere Bücher, zuletzt die Spiegel-Bestseller-Biografie „Margot Käßmann – Folge dem, was Dein Herz Dir rät“. Er lebt mit seiner Familie in Hannover.

Anzeige



„Suche Frieden und jage ihm nach“

(Jahreslosung)

L. Freerksema: Friede auf Erden – Auftrag oder Utopie / Gedanken zu einer biblischen Friedensethik

Wie können Christen das Friedensgebot Jesu erfüllen? Der Autor untersucht Aussagen der Bibel in Bezug auf das Verhältnis von Kirchen / Gemeinden und dem Staat. Er entwickelt Gedanken zu einer biblisch begründeten Friedensethik als Basis christlichen Lebens.

ISBN: 978-3-7469-8755-2 8,90 €

E-Book: 978-3-7469-8757-6 2,99 €

Erhältlich im (Online-) Buchhandel oder unter: tredition.de

SCM-Shop.de

CHRISTLICHE BÜCHER, MUSIK, FILME & GESCHENKE



- ✓ VON JOYCE ERKLÄRT
- ✓ LEICHT VERSTÄNDLICH
- ✓ MIT TIPPS FÜR DEN ALLTAG

Zum Text der Neues Leben Bibel gibt es über 1200 wertvolle Impulse von Joyce Meyer zu einzelnen biblischen Texten und übergreifenden Themen. Hinzu kommen Gebetsvorschläge, und ein Verzeichnis macht es leicht, zu jedem Thema passende Schriftstellen zu finden.

Joyce Meyer
Die Bibel. Lesen. Glauben. Leben.
 Geb., 16 x 23,5 cm, 1952 S., 2-farbig,
 plus 16 Seiten farb. Kartenmaterial
225.366 €D 39,99
€A 41,20/CHF 61,60*



Online unter: www.scm-shop.de



oder telefonisch: 07031 7414-177

Per E-Mail an bestellen@scm-shop.de

kep.de/jobs



Interessierte für FSJ oder Fachabitur- praktikum gesucht!



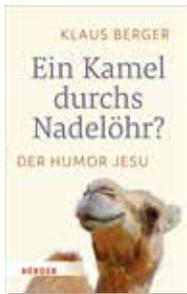
Weitere Informationen und
Bewerbung unter:

kep.de/jobs · E-Mail office@kep.de
 Telefon 06441 5 66 77 00

Christlicher Medienverbund KEP e.V.
 Charlotte-Bamberg-Straße 2 · 35578 Wetzlar

Musik, Bücher und mehr

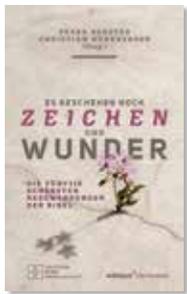
Aktuelle Veröffentlichungen, vorgestellt von der pro-Redaktion



Hatte Jesus Humor?

Hat Jesus gelacht? Hat er gar Witze erzählt? Der Theologe Klaus Berger zeigt: Jesus hatte Humor. In seinem Buch geht der emeritierte Professor für Neutestamentliche Theologie der Universität Heidelberg auf viele humorvolle Äußerungen Jesu ein und kommt zu der Erkenntnis: „Jesu Humor ist der Vater aller seiner Weisheit.“ Es finden sich viele Hinweise darauf, dass Jesus karikiert, verzerrt, gespottet und sich lustig gemacht hat. Dabei verlässt er nie die Ernsthaftigkeit der Theologie, und in den Verdacht, aus der Bibel ein Witzebuch zu machen, kommt Berger nie. | **JÖRN SCHUMACHER**

Klaus Berger: „Ein Kamel durchs Nadelöhr? Der Humor Jesu“, Herder, 208 Seiten, 22 Euro, ISBN: 9783451383304



(Sprich-)Wörter für die Ewigkeit

Die ZDF-Journalistin Petra Gerster und ihr Ehemann, der Theologe und Journalist Christian Nürnberger, haben 50 Sprichwörter gesammelt und erklären deren biblischen Ursprung. Selbst wer die Bibel nicht liest, kennt mit Sicherheit Ausdrücke wie „jemanden auf den Händen tragen“ oder „wie unseren Augapfel“ hüten, dabei sind sie teilweise Tausende Jahre alt. „Wer's glaubt, wird selig“ etwa wird heute meistens völlig anders verwendet als zu biblischer Zeit: Jesus sagte dies im Zusammenhang mit seiner Auferstehung. Das 120-Seiten-Buch mit ganzseitigen Illustrationen ist eine nette Lektüre. Theologischen Tiefgang hat es eher nicht. Dennoch dürfte so mancher verblüfft sein, was ein Sprichwort im Original einmal bedeutete, oder dass es überhaupt aus der Bibel stammt. | **JÖRN SCHUMACHER**

Petra Gerster, Christian Nürnberger (Hrsg.): „Es geschehen noch Zeichen und Wunder. Die fünfzig schönsten Redewendungen der Bibel“, Edition Chrismon, 120 Seiten, 14,90 Euro, ISBN: 9783960381891



Live-Album als Liebesreigen

Die Lobpreis-Sängerin Lindy Conant aus Oklahoma lässt die 13 live mit ihrer Band auf der Bühne eingespielten Songs um die Bibelstelle Johannes 13,34–35 kreisen. „Driven by Love“ heißt deswegen auch das Album der Amerikanerin, die mehr als ein Jahrzehnt die charismatischen Lobpreis-Gottesdienste von „Jugend mit einer Mission“ mitgestaltete. Das neue Gebot der Liebe, das Jesus seinen Jüngern verkündete, findet sich bei Conant am schönsten in den improvisierten Song-Passagen wieder. Im Song „Not Ashamed“ ruft sie ihre Liebe für Gott von Berggipfeln herab. Es sind meist hymnische und gleichzeitig entspannende Pop-Schöpfungen. Je reduzierter die Textzeilen sind – wie im Schluss-Track „Worthy of It All“ –, umso schöner schwingen die Worte auf Dauerrotation nach. | **MICHAEL MÜLLER**

Lindy & The Circuit Riders: „Driven by Love“, Bethel Music, 14,99 Euro



Die Poesie des Glaubens

„Gott erfüllt, was er verspricht: Dies ist meine Zuversicht!“ Welche Schätze sind doch diese Sätze aus Jahrhunderte alten geistlichen Liedern, deren Dichter mit unnachahmlicher Poesie ihren Glauben, ihre Hoffnung, ihre Anbetung Gottes in Worte und Verse gegossen haben. 2019 jährt sich der Todestag gleich dreier Dichter zum 250. Mal: der von Gerhard Tersteegen, Christian Fürchtegott Gellert und Philipp Friedrich Hiller. Der Bach-Chor Siegen hat aus dem Anlass 15 ihrer bekanntesten Lieder neu aufgenommen, darunter „Ich bete an die Macht der Liebe“, „Jesus Christus herrscht als König“ und „Mir ist Erbarmung widerfahren“. Abwechslungsreich und dennoch angenehm schlicht gestaltet mit Sätzen verschiedener klassischer und zeitgenössischer Komponisten, mit Orgel, Solisten und weiteren Instrumenten. Kirchgängern werden die Melodien und sicher einige Texte bekannt sein. Aber es lohnt sich, die Augen zu schließen, einfach zuzuhören, Worte und Musik wirken zu lassen. | **JONATHAN STEINERT**

Bach-Chor Siegen: „Jesus Christus herrscht als König“, Gerth Medien, 17,80 Euro, EAN/ISBN: 4029856400105



Nein zu Pornos, Ja zu Verantwortung

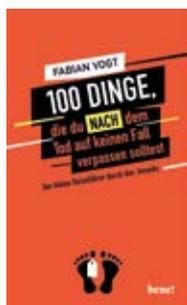
Nie war es so einfach, an Pornografie zu gelangen, wie heute. Das betrifft nicht nur Erwachsene und Jugendliche, sondern – oft ignoriert – auch Kinder. Das Buch „Einfach mal anklicken!“ will Eltern nicht in erster Linie helfen, ihre Kinder vor Pornos zu schützen. In Zeiten von Smartphones, Internetflutrates und fix verschickten Schmuddelclips wäre das eine Illusion. Stattdessen hilft es, Kinder zu verantwortungsvollen Entscheidungen zu erziehen, ihnen Schuldgefühle zu nehmen und dazu zu ermutigen, „Nein“ zu sagen, wenn der pornoguckende Freundeskreis Druck ausübt. Experten geben Hintergrundinformationen über Verbreitung und Auswirkungen von Pornografie und nennen praktische Hilfen wie Apps für iOS und Android sowie hilfreiche Internetangebote. Der schlanke, gehaltvolle Ratgeber sei allen Eltern jüngerer Kinder bis etwa zwölf Jahren ans Herz gelegt. | **NICOLAI FRANZ**
Chris Duwe: „Einfach mal anklicken!? Kinder und die Internetpornografie – und wie wir ihnen helfen können“, fontis, 48 Seiten, 12 Euro, ISBN: 9783038481669



Provokation auf wackligem Grund

Die protestantischen Kirchen in Deutschland siechen, und der Katholik Erik Flügge will sie mit einem provokanten Dreiklang retten: Gottesdienste abschaffen, Bibel weiterschreiben, einen weltweiten Oberrepräsentanten – einen Papst? – bestimmen. Viele Schlagworte füllen die 96 luftigen Seiten. Der Hinweis, dass nur noch drei Prozent der Protestanten Gottesdienste besuchen, erscheint gleich vier Mal. Flügges Thesen geraten in Strecken widersprüchlich: Die Kirche solle radikal Neues wagen, das „ständige Neuerfinden“ von Gottesdiensten aber lassen. Diese nennt er „tot“, blendet erfolgreiche Ansätze aus Landes- und Freikirchen aber freilich aus. Evangelikale kommen vor – aber nur als diskussionsunfähige „Fundamentalisten“ und „Kreationisten“. Die theologische Überreflektiertheit protestantischer Geistlicher macht er als Hinderungsgrund für mutige Ideen aus und hat damit sicher recht. Vielleicht versucht er es deswegen mit einem radikalen Kontrapunkt, bei dem beim Lesen die Frage aufpoppt, ob Flügge das wirklich ernst meint. Im besten Fall lösen seine Thesen das aus, was sie wohl bezwecken sollen: eine Diskussion. | **NICOLAI FRANZ**

Erik Flügge: „Nicht heulen, sondern handeln: Thesen für einen mutigen Protestantismus der Zukunft“, Kösel, 96 Seiten, 12 Euro, ISBN: 9783466372386



Sei dir der Sterblichkeit bewusst

Was kommt nach dem Tod? Alle Kulturen und Religionen der Welt haben sich diese Frage gestellt. Der evangelische Theologe und Literaturwissenschaftler Fabian Vogt hat mögliche Antworten in einem Fundus von 100 Stippvisiten diverser Jenseitsvorstellungen zusammengetragen. Die kurzweilige Sammlung liefert Anstöße, sich einmal mit der eigenen Endlichkeit und der Zeit nach dem eigenen Tod auseinanderzusetzen. Vogt will Menschen den Druck nehmen, im irdischen Dasein möglichst viel von der Liste mit Dingen abzuarbeiten, die ein Mensch zu Lebzeiten erlebt haben sollte. Das Buch eröffnet unterschiedliche Blickwinkel auf das Jenseitige. Die christliche Perspektive ist dabei leider nur eine von vielen. | **NORBERT SCHÄFER**

Fabian Vogt: „100 Dinge, die du NACH dem Tod auf keinen Fall verpassen solltest“, bene!/Droemer Knauer, 248 Seiten, 15 Euro, ISBN: 9783963400438



Lobpreis mit Sehnsucht

Im neuen Album des israelischen Lobpreismusikers Joshua Aaron fließen das Lob Gottes und die Sehnsucht nach seiner Hilfe zusammen. Es ist die alte jüdische Sehnsucht nach Heimat, nach Frieden, die auch namensgebend für das Album ist: „Bring uns zurück“. Dies verbindet Aaron mit modernem Worship, gibt ihm aber einen ganz eigenen Charakter. Seine orientalischere Herkunft ist ihm anzuhören, mit teilweise traditionellen Instrumenten und für die Region typischen Klängen. Die Grundtonart ist in allen sieben Titeln in Moll gehalten, die Melodien tragen etwas von der Melancholie, die auch der jüdischen Volks- und der Klezmermusik zu eigen ist. Das macht die Songs sehr intensiv und hebt sie musikalisch angenehm ab von Lobpreis, wie er in hiesigen Gemeinden üblich ist. Das gesamte Album gibt es sowohl auf CD als auch auf YouTube. | **JONATHAN STEINERT**

Joshua Aaron: „Bring us back“, SCM Hänssler, 9,99 Euro



**WEBSEITEN, VIDEOS, REPORTAGEN –
BESUCHEN SIE
UNSERE SEMINARE!**

Melden Sie sich bei uns, um sich zu informieren.

06441 5 66 77 66 | info@christliche-medienakademie.de

christliche-medienakademie.de



christliche
medien
akademie